Princeton University Library
32101 066393669

3442
.95
.332

Library of

Princeton University.

BLAU MEMORIAL COLLECTION

Erſte Liebe

Erzählungen von

Wilhelm Schuſſen pseud.
Wilhelm Frick

Erſtes bis viertes Tauſend

Stuttgart
Verlegt von Strecker und Schröder
1919

Alle Rechte vorbehalten
Copyright by Strecker und Schröder in Stuttgart
Oktober 1919

Druck von Strecker und Schröder in Stuttgart

Inhalt

	Seite
Zum alten Turm	1
Irme Lamparter	33
Sturmvögel	44
Die rote Bluse im Neugarten	74
Verschollen	83
Ein Frühlingsgang	95
Die Waldmühle	102
Wenn schon, denn schon	114
Der erste Kuß	147
Das Studentenhaus	163
Die Liebesinsel	186

(RECAP)

3442
.95
332

552939

Zum alten Turm

Als Megerlin gestern Bergkirchen und damit den Winter ohne Ende verließ, lag dort die Ebene in funkelndem Schnee; schwarze, schweigende, grauweißbestäubte Wälder dunkelten dahinter. Zwar prahlten in dem kleinen Gartenstück vor seiner Junggesellenbude die Finken auf kahlen, blauschattenden Zwergbäumen so frisch und unbekümmert wie anderwärts und die Hähne krähten hier tagsüber in den Häusern am Stadtsaume so kraftvoll wie nur irgendwo, aber der Frühling wollte nicht kommen. Die Gegend zählte zu den fruchtbarsten Ackergründen des Landes. Nichtsdestoweniger wirkte sie wie eine im Grimm erschaffene Landschaft, wie ein härenes Bußgewand, wenn man, namentlich im Vorfrühling, etwa vom sonnengrünen Unterland heraufstieg. Megerlin hatte nun schon allzu lange seine Sehnsucht bezwungen, wenigstens auf kurze Urlaubszeit wieder einmal ins Unterland auszureißen, sich dessen köstlich weiche Luft um Hals und Fingerspitzen rinnen zu lassen, die roten, in der Sonne flimmernden Keuperwogen ans Herz zu drücken, alle Schwermut abzustreifen, sich die trägen Pulse zu erwärmen, seine Blut aufzulockern, den Lenz in dessen Heimat zu besuchen, wieder einmal einen seligroten, seligrunden Rebenhügel zu besteigen

und das Paradies zu überschauen, in dem er einstmals jedes Dorf am Weingeruch erkannte. Lag doch hier sein ganzes Jugendwunder versunken: in dieser von Blütenwolken und Bienenprozessionen umrahmten Stadt, wo es geradezu nach Liedern roch. Daß es auch eine nicht unerhebliche Menge qualmender Fabriken gab, hatte er damals fast völlig übersehen und das Wonnenland dazwischen nur um so jubelnder genossen. So konnte er sich draußen in der Ferne wohl diese oder jene bestimmte Strecke eines Weges, wo an einem sonnigen Februartag die ersten Bienen gesungen hatten, wo auf hohem, junggrünem Wegrain ihm der Duft des ersten süßen Veilchens aus einem verborgenen Himmel unversehens entgegengeschlagen hatte, genau ins Gedächtnis zurückrufen, konnte sich Fluren und Ortschaften in ihrer Gesamtheit vorstellen, den einen oder anderen Weinberg, selbst die wundersame Glutwolke eines einzelstehenden Pfirsichbaumes daraus hervorheben: aber die Fabrikschlote mußte er gewaltsam wiedererwecken, und wenn dann die Erinnerung eine Reihe derselben aufgestellt hatte, war sie erkünstelt und unwahr. Diese Schlote ließen sich nicht mit fortnehmen wie die blitzenden Talbäche und die roten Rebenhänge, die Ewigkeit ausstrahlten.

Übrigens erschien ihm nun trotzdem alles neu und wundersam. Vor allem lag kein Flöckchen Schnee mehr im Land, die Hügel wogten im Frühlingslicht, bräutlich und rosig, der Rasen schwamm in einem süßen, grünen Schein.

Dort drüben in jener Mulde lag der Vorort B. Über Megerlins Geſicht lief ein Schatten; ſein Puls fieberte. Er dachte ſofort an alles Geſchehene von damals. Das war ein Geheimnis, das ihn ſeltſam mit Tod und Jenſeits verſtrickte und ihn nun offenbar von neuem anfiel ... Er hatte damals eben ſeine erſten Sprünge in die Welt gewagt und ſich keine der Torheiten geſchenkt, die unter dieſer ſeligen Sonne wie von ſelber ins Kraut ſchoſſen. Er diente ſein Einjähriges in der Kaſerne dieſes Vorortes ab. In das Stadtinnere benützte er die Nahbahn. Und, wie es ſo geht, wenn ein roſiges, blondes Fräulein mit wonnigem Mund und himmliſchen Augen ebenfalls regelmäßig den Zug benutzt: er verliebte ſich alſo. Es koſtete ihn ein verhältnismäßig langes Werben mit ſcheuen, verlegenen Blicken, ſcheuem Lächeln, jähem Erröten und verzerrtem Schreck, wenn ſie unverſehens den Kopf nach ihm wandte. Später grüßte er ſie hofrecht, und noch ſpäter fand er den Mut, neben ihr Platz zu nehmen. Eines Abends aber, als der Lenz von den blühenden Hängen herab und aus den blühenden Mulden heraus ſeine unwiderſtehliche Sendung in die Dämmerung ausſtreute, küßte er ſie zum erſtenmal. Es war, als ſtünde er unter dem Zwang dieſer Landſchaft, dieſer Luft, dieſer benehmenden Duftwogen ... Der nahe Strom rauſchte ſeinen Hymnus dazu. Die raſtloſen Strahlen einer Sauerwaſſerquelle raunten ihre Märchen aus ewigen Tiefen. Das Erdinnere ſchien aufgeſchloſſen,

alle Bronnen des Lebens brachen auf, die letzten Geheimnisse von Welt und Leben schienen bloßzuliegen, und schimmernde Brücken führten in die Unendlichkeit. Ihre Küsse wuchsen aus der Erde wie das Wunder der alten Platanen in dem kleinen Park, wie die raunenden Wasserstrahlen der warmen Quelle; ihre Seelen senkten Wurzeln bis ins Erdinnere, wo die Märchen der Bronnen schlummerten. — Das war etliche Wochen vor Abschluß seiner Dienstzeit gewesen. Er kam dann unvermutet rasch weg, von der Gunst der Umstände getragen, fort in die Ferne. Einesteils war er sehr froh über diese Wendung; denn er hatte nie daran gedacht, gleich an den ersten Lenz seine Freiheit und seine Zukunft zu verkaufen. Er schrieb ihr also zunächst nicht, sondern wartete ab, wie sie sich nun anstellen und was sie beginnen würde.

Es geschah aber gar nichts.

Wenn sie es aushält, halte ich es zweimal aus, prahlte er. Er schrieb nun erst recht nicht! —

Da erhielt er unversehens ein kurzes Schreiben von der Mutter, die ihm mitteilte, daß ihre Tochter schwer erkrankt wäre und ihn nun noch einmal zu sehen wünsche.

Das war eine höchst ungemütliche Sache.

Seine Freunde verlachten ihn nicht schlecht. Indessen fuhr er schließlich doch ab, kehrte aber auf halbem Wege wieder um: es war ihm schlechterdings unmöglich, rein unmöglich, unter den Augen der Eltern am Krankenbette eines jungen Mädchens zu stehen;

er war zu jung dazu, er war zu gesund dazu, es war zudem ein Regentag, es war naßkühl und die Luft roch brandig und unsäglich ernüchternd. Er fuhr zurück.

Am Tage darauf starb sie. Die Eltern übersandten ihm eine Traueranzeige.

Während eines Wettersturms vergrub man sie. Er war nicht dabei. Nicht einmal ein Beileidsschreiben sandte er ab. Es war alles von Grund aus zerrissen, zerbrochen, vernichtet; es gab hier kein Gutmachen, kein Verzeihen, kein Erbarmen, keine neue Lüge zu der alten. Er hatte sich selber aus der Welt hinausgeworfen. —

Später vergaß er dann, wie man mit der Zeit so vergißt. Das Gedächtnis wischte die Schatten allmählich weg, verstärkte den Glanz der genossenen Stunden, entschuldigte, überdeckte so lange, bis schließlich fast nichts anderes zurückblieb als eine sogenannte Jugendepisode in einem berauschenden Frühlingsgarten, der zum Lieben und süßem Nehmen unwiderstehlich eingeladen hatte. Das ruhte zuletzt alles so sicher auf dem Grunde der Vergangenheit, wie nur irgendeine geschehene Sache, so daß man manchmal nun förmlich den Kopf darüber schüttelte, daß man einmal eine solche romantische Affäre gehabt hatte, wie sie sonst nur Dichter für ihre Bücher zu ersinnen pflegen. Er hatte dann sogar eine Art neue Liebe und führte einen Sommer hindurch ein Kassenfräulein an den Sonntagnachmittagen am Arm spazieren. Kurz, es gelang, er vergaß bis zu dem

Maße, daß ihm jenes Erlebnis mehr und mehr wie eine fremde Sache erſchien, an der ein ausgereifter Mann ſich durchaus nur als Zuſchauer unter lächelndem Erſtaunen beteiligen konnte. Wie hatte ſie doch gleich geheißen?

Nein, das ging ihn nichts an. Es war geradezu ein kleiner Sieg, daß ihm ihr Name nimmer ſofort einfiel. Recht ſo, fort mit dieſen Gedanken! —

Wochen und Monate vergingen, bis die Erinnerung wieder dorthin abſchweifte. Das Kaſſenfräulein hatte übrigens Toni Meier geheißen. Aber ſie? Schatzkind, Herzkind ... und weiter? Es war unglaublich, wie das Gedächtnis einen hier am Narrenſeil herumführte. Das war geradezu ein neues Problem für die Pſychologen. Denn vielleicht gab es ein Geſetz, wonach Gedanken, die einmal mit einem gewiſſen Grad von Energie über gewiſſe Bewußtſeinsringe andauernd und gewaltſam hinausgeſtoßen wurden, nie wieder in die Erinnerung zurückkehrten. Oder dieſes Problem gehörte den Theoſophen oder Okkultiſten und Spiritiſten. Denn vielleicht beſaß eine aus der Zeitlichkeit geſchiedene Seele irgendwie die Kraft, ein irdiſches Eigentum irgendwie feſtzuhalten, ihr Anrecht in der Seele eines Lebenden weiterzuvertreten. Es ſchien tatſächlich ſo etwas wie ein Seil zu geben, woran er nun feſtgebunden war und das von ihm aus in die Ewigkeit hinabreichte; ein ſtolzes, goldenes, unbeugſames, reines Herz, von Diamanten umſtrahlt, ſchien manchmal daran zu

hängen ... Er arbeitete nun bisweilen geradezu mit Erbitterung an der Wiedererweckung ihres Namens. Er zog alle erdenkbaren Methoden dabei zu Rate. Es war alles vergeblich. Das Seil blieb straff. Die Psychologie half nicht, und alles andere ebensowenig. Nun hätte er ganz einfach an ihren einstigen Wohnort fahren dürfen, die Straße, wo sie gewohnt hatte, aufsuchen oder das Adreßbuch zu Hilfe nehmen dürfen, allein ein solches Mittel hätte dermaßen dem Wesen der Sache widersprochen, daß es von vornherein unanwendbar war. Das wäre nur ein neuer Gewaltakt gewesen, der das Herz in der Tiefe befleckt und doch nicht bezwungen hätte. Es war undenkbar und zwecklos, auf diese Weise eine Tote zu überlisten. Es gab kein Mittel, deren Gewalt abzuschütteln. —

Der Schnellzug donnerte über die Flußbrücke. Unweit von hier mußte der Pavillon stehen, mußten die Sauerwasserstrahlen springen.

Megerlin stand wie einer, der am glockenhellen Tage Geisterhaftes erlebt, am Fenster und starrte hinaus. Sein breites Antlitz unter dem luftigen, weichen Braunhaar war fahl. Der Mund unter der leichtgeschwungenen, jählings und unerwartet spitz verlaufenden Nase und dem luftigen, widerwillig aufstrebenden Schnurrbart war verzerrt.

Da fuhr aber der Zug in den bekannten kurzen Tunnel ein; gleich darauf erschienen die vertrauten Parkanlagen, die alten Marmorgöttinen, der neuerstehende, monumentale Bahnhof im Muschelkalkgewande.

Megerlin schlüpfte in den Frühjahrsmantel, stülpte seinen ringsum heruntergeschlagenen, dunklen Filzhut auf den welligen Schopf und langte den Koffer vom Brett.

Am Bahnsteig erwartete ihn sein Vetter Doktor Paul Leuze. Dieser Vetter gefiel sich ihm gegenüber von jeher in der Rolle einer gewissen vatergütigen Vorsehung, meinte es indessen seelengut. Der Doktor, der eine sehr reiche Frau hatte, hatte seinen früheren Beruf aufgegeben und zehrte nun als eine Art kunstbeflissener Privatgelehrter aus den Zinsen der Mitgift. Er litt ohnehin an kleineren Herzstörungen und hatte einmal ein allerdings nur sehr leises Schlaganfällchen erfahren. Er war nicht eigentlich krank, aber er war doch gewarnt worden. Ja, manchmal erfühlte er den Tod geradezu als einen wartenden Gläubiger, der unsichtbar neben ihm herging. Infolgedessen lebte er trotz seines Reichtums ziemlich streng und karg. Er trank den Wein stets mit Sauerwasser gemischt, hielt pünktliche, systematische Tagesordnung, turnte morgens unmittelbar nach dem Aufstehen, wusch sich bei geöffnetem Fenster, ging viel spazieren, studierte mäßig und schrieb hin und wieder eine Zeile in ein Fachblatt. Der Doktor hatte weißblondes, seidenes, zartlockiges Haar, ebensolchen Zwirbelbart, hochrote, hervorquellende, runde, weiche Wangen auf milchigem Grunde. Er schielte stark. Seine Gattin war um einige Jahre älter als er, indessen noch gut erhalten. Sie hatte ein rosa-

rotes Geſicht, darin kein anderes Farbenfleckchen zu entdecken war, und gelbrotes Haar. Zwiſchen den beiden ſtand mit verlegenem Lächeln ein kleines Fräulein mit ſüßem, dunkelumrahmtem Ovalgeſicht, über dem ein violettes Hütchen mit Margeritenbluſt thronte.

„Schön, daß du gekommen biſt", grüßte Doktor Leuze, indem er dem Ankommenden herzlich die Hand ſchüttelte.

Megerlin lüftete den Hut, den er länger, als eben nötig, tief in der Linken behielt, um die Frau Baſe zu begrüßen, von der er wußte, daß ſie Gewicht auf ſolche Äußerlichkeiten legte. Die Baſe war auch ſichtlich darüber erfreut und hieß ihn nun lebhaft willkommen. — Sie ſtammte nicht aus der Gegend und ſprach ein hier fremdklingendes Deutſch. Ihre Eltern beſaßen ein großes Schuhwarengeſchäft, ſie waren durch Glücksumſtände heraufgekommene Arbeitsleute. Um ſo mehr hielt ſie nun auf erhöhte Umgangsformen. Die Dienſtboten mußten ſie „gnädige Frau" titulieren, was hierzulande durchzuführen nicht immer ſo einfach war. Sie konnte alles in allem für eine vornehme Dame gelten.

Der Doktor ſtellte Fräulein Minchen vor. Dabei hielt er, einer übeln Gewohnheit entſprechend, mit der Hand ſein linkes Auge zu und ſah nun mit dem freien rechten Megerlin ſonderbar bedeutungsvoll und erwärmend ins Geſicht.

Minchen errötete.

Frau Base beobachtete das alles mit lächelnd prüfender Spannung.

Megerlin erriet also unschwer, daß diesem Zusammentreffen gewisse Pläne zugrunde lagen, und daß man ihn nun wohl endlich um jeden Preis unter die Haube zu bringen versuchte.

„Ich habe die Ehre", hofierte Megerlin mit Rücksicht auf die Base so verbindlich als er es nur vermochte, machte eine tiefe Verbeugung und kratzte mit dem Bein.

Man fuhr dann in der Elektrischen zu einem neuen Vetter, den Megerlin noch nicht kannte und der nach Aussage des Doktors ein kleineres Kaffeehaus umtrieb.

Erst im Wagen bemerkte Megerlin, daß der Doktor einen Strauß Leberblümchen am Hut stecken hatte.

„Wundervoll!" rief er jubelnd aus.

Der Doktor nahm lächelnd den feinen, silbergrauen Hut ab, so daß das Licht nun ungestüm seinen weißblonden Schopf durchwühlte.

„Ja, ja", sagte er mehr inwendig als nach außen, ohne indessen den Jubel des anderen zu verstehen. „Noch ein paar Wochen, dann blüht hier alles rundum."

„Sofern das Wetter anhält", bemerkte die Frau Base, indem sie ihr Lächeln je zur Hälfte auf Megerlin und Minchen verteilte.

„Hoffentlich hält es wenigstens einige Tage",

ſagte Megerlin und gab ſich Mühe, das Fräulein anzuſchauen.

„Wenn die Engel reiſen, lacht der Himmel", ſcherzte Minchen aus heller Verlegenheit und erſchrak gleichzeitig über dieſen ſchlecht angebrachten Spruch, den hier jedermann bei ſolcher Gelegenheit gebrauchte.

Als man das Kaffeehaus des Vetters betrat, ſprang dieſer ſofort von einer Tafel tarockſpielender Herren auf und trat den Ankommenden mit weltgeübten Schritten entgegen. Er trug einen ſchwungvollen Frack und eine große, tiefrote Buſennadel. Er hätte ſeinem Auftreten nach ebenſogut Miniſter oder Generalfeldmarſchall in Zivil, wie Kaffeehauspächter ſein können. Am Schenktiſch ging ein Klappbrett hoch; die beleibte Frau des Hauſes erſchien. Der Herr Vetter hieß Zeitler und zum Vornamen Hans, ſeine Frau hieß Guſtel.

Man nahm an einem Rundtiſch Platz. Die Kellnerin trug Kaffee und Kuchen auf. Megerlin ſaß neben Minchen, und der Herr Vetter Zeitler wagte bereits einige, nicht eben übermäßig gelungene Anſpielungen.

Nun erſchien unter der großen Doppeltür zum Saal ein unbekanntes Fräulein, eine ſtämmige Perſon mit dunklem, von links nach rechts geſcheiteltem, krauſem Haar und breitem, blaſſem Antlitz, aber vollen, roten Lippen.

Herr Vetter Zeitler hielt, obwohl ihn ſeine Frau ein paarmal in die Seite ſtieß und das Fräulein

unwillig herüberſchaute, die offene Hand ſchräg an den Mund und teilte der Tafelrunde flüſternd mit, daß ſie die Tochter eines ſeiner Kollegen wäre, der ſchwer Geld habe, daß ſie ferner eine unglückliche Liebe hinter ſich hätte, eine ganz romantiſche Geſchichte mit einem Baron Habenichts und Hättegern, der übrigens kein Baron, ſondern ein Weinreiſender und dazu noch ein verheirateter war und ſein Liebesglück mit den dickſten Lügen ergatterte, bis der Vater ihm auf die Spur kam und ihn zur Tür hinauswarf.

Der Herr Vetter ſprang vergnügt auf und holte mit galantem Arm das Fräulein heran.

„Fräulein Huberta Diez", ſagte er mit einer ſtilvollen Handbewegung. Dann fuhr er fort: „Herr Megerlin und . . ." er hielt ſich ſcherzend den Mund zu, „und Fräulein Minchen Hummel." Hierauf winkte er die Kellnerin heran. „Einmal Kaffee!" befahl er ihr.

„Ich danke", wehrte ſich Huberta. Doch es half nichts. Der Herr Vetter faßte ſie um die Schulter und nötigte ſie, Platz zu nehmen.

Megerlin ſchlug die Augen nieder; er ſchämte ſich etwas, als unfreiwilliger Bräutigam hier zu ſitzen.

Fräulein Huberta fand ſich ſofort zurecht. Ihr Antlitz zeigte einen widerſtrebenden, leiſe grimmen Zug, der ſie geradezu grenzenlos verſchönte. Sie ſaß in vollkommen ungezwungener Haltung da, trank

Kaffee und hatte auf jede der ſtichelnden Neckereien des Herrn Vetters Zeitler eine friſche, mutterwitzige Entgegnung bereit.

Nach beendigtem Kaffee führte der Herr Vetter die Geſellſchaft durch ſeine Räumlichkeiten, ſo namentlich durch einen hohen, freundlichen Saal, der hin und wieder als Bühne, vorzüglich aber zu Verſammlungen benützt wurde.

„Hier iſt ſchon ſo manche Rede geſchwungen worden, die noch am gleichen Tag durch den Draht in alle Welt hinausgeflogen iſt", erzählte er. Auch die Tatſache, daß er mit dem Reichstagsabgeordneten B. auf dem Duzfuß ſtand, vergaß er nicht zu erwähnen.

Nach beendigter Beſichtigung ſchlug er vor, noch ein Fläſchchen goldweißen Riesling zuſammen zu trinken, was indeſſen an den Grundſätzen des Doktors ſcheiterte.

Man trennte ſich alſo für heute. Dagegen kam man überein, gleich morgen bei günſtigem Wetter insgeſamt einen Tagesbummel zu Ehren des beginnenden Lenzes zu unternehmen. Minchen willigte verſchämt errötend ein. Auch Fräulein Huberta wurde ſo lange überredet, bis ſie endlich zuſagte. Der Doktor holte den Hut mit den Leberblümchen vom Haken. Der Herr Vetter Zeitler half Minchen mit einem ſtrafenden Witz gegen ihren Zukünftigen ins Jäckchen. Indeſſen ſchlüpfte Megerlin in ſeinen Frühlingsmantel. Man ſchüttelte ſich die Hände.

Megerlin machte gegen Huberta eine ſteife, feierliche Verbeugung, um die Huld der Frau Baſe nicht zu verſcherzen.

Ein ſelten ſchöner, frühmilder Morgen voll ſüßer Vorahnungen blaute über der Welt. Vor Megerlins Gaſtzimmer muſizierte irgendwo ein Vogel und ſchluckte ſeines Lockrufs Wonne gleichſam in einem Nachſatz. Megerlin hatte ſchlecht geſchlafen. Der Wein, den er während des Abends noch unter ſchweigender, halb mitleidiger, halb ſchadenfroher Mißbilligung des Doktors getrunken hatte, ſowie die langatmigen Schilderungen der Vorzüge Minchens von ſeiten der Frau Baſe hatten ihm ſchwer zugeſetzt. Zudem hatte er ſchwere Träume gehabt. Unter anderem war ihm Huberta, die er kaum recht kennen gelernt, irgendwo gegenübergeſeſſen; ſie hatte eine rubinrote Maske vor dem Geſicht, die nur ihre Stirn, Augen und den roten Mund freiließ. Er aber war wie beſeſſen von heißeſter Gier geweſen, hinter das Geheimnis dieſer Maske zu kommen. Schließlich umſchlang er ſie mit Gewalt, küßte ſie, bis ihm das Blut verſiegte, und riß ihr mit fiebernder Hand die Larve herunter. Doch, o Schreck! Nachdem er die rubinrote Maske losgelöſt, war darunter eine ſmaragdgrüne, unter dieſer eine azurblaue, unter dieſer eine iſabellgelbe, eine violette und ſo fort. Raſend vor Spannung löſte er Maske um Maske. Doch es nahm kein Ende. Der Schweiß brach ihm aus; ſein Gaumen ver-

dorrte; zu Tode erschöpft fiel er bewußtlos auf ihren Schoß nieder.

Beim Erwachen machte er sich nun gewissermaßen Vorwürfe über diesen Traum, zu welchem Fräulein Huberta gestern jedenfalls durchaus keine Veranlassung gegeben hatte. Indessen spann er den Faden unwillkürlich weiter. Und als er dann am Bahnhof zur verabredeten Stunde Huberta wiedersah, glaubte er sogar wahrzunehmen, daß sich ihr Gesicht bedeutend verändert hatte. Es erschien ihm nun schmaler, aber weniger blaß. Sie trug ein goldbraunes, anliegendes, gestricktes Jäckchen mit grünem Kragenstreifen und eine entsprechende, leise schräg gesetzte Haube, nur im umgekehrten Farbenverhältnis. Sie sah herb, verschlossen und doch sehr selbstsicher aus.

Megerlin war dermaßen verblüfft, daß er eine so bocksteife Verbeugung machte, wie sie nur je eine Base wünschen konnte.

Minchen strahlte förmlich in Putz und trug ein so jugendliches, kapriziöses Hütchen mit weit ausholender, schmaler, geschweifter Feder, daß sie fast Mitleid erweckte und die Frage: Na, wo haben Sie denn dieses Hütchen gekauft? gleichsam in der Luft schwebte. Tatsächlich sagte auch Frau Base sofort einige Male hintereinander: „Dieser Hut steht dir ausgezeichnet, Minchen.“

Der Herr Vetter Zeitler trug moderne Gamaschen, grauen Loden und einen weithin sichtbaren weißen Flaum auf grünem Spitzhut. Seine dicke Frau Gustel

trug ein Kleid aus gleichem Stoff und auf dem breiten Haarboden ein ebensolches köstlich grünes, kleines Spitzhütchen, dessen Anblick immerzu fröhlich stimmte. Man bestieg plaudernd den Zug.

Der Doktor war ganz trunken vor Erwartung. Er freute sich fast noch mehr für die anderen als für sich selber. An der übernächsten Station schon stieg man aus. Froh gestimmt wanderte man durch einen Weinort, der neben lauter neuen Bauten noch einige Straßenzüge alter, malerischer Weingärtnerhäuser aufwies, die des Doktors Herz in seinem und der Gesellschaft Namen sofort mit Beschlag belegte.

Am Fuße des ersten rosenroten Weinhügels aber pflanzte der Herr Vetter Zeitler mit weitausladender Armbewegung seinen Stock auf den Weg und ließ einen melodischen Juchzer in die Morgenklarheit steigen, worüber namentlich ein über der Wegrandmauer arbeitender Winzer munter wurde. Der Herr Vetter knüpfte sofort ein Gespräch mit dem Mann an, das aus Scherz und Morgenlust bald ins Wirtschaftliche und Volkswirtschaftliche hinüberspielte und schließlich wie von selber im Politischen mündete. Die Bemerkung, daß er mit dem Reichstagsabgeordneten B. auf du und du stehe, ergab sich da von selbst. Indessen hielt Doktor Leuze den Damen einen kleinen Vortrag über die auf dem Hügel thronende fremdartige, ewig wundersame Kapelle, deren Gegenwart hier so seltsam berührte, daß Megerlin

ſich nun ſofort an das Wunder von Loretto erinnerte und nun mühelos daran glaubte, daß die Engel jenes Heiligtum einſt vom heiligen Land durch die Lüfte getragen und dann niedergeſetzt hätten.

Dem Doktor lief der Schweiß vom Geſicht; er hielt immer wieder im Steigen inne, trocknete Stirn und Hals und atmete kunſtgerecht.

Minchen, die an Megerlins Seite froh, leicht und horchend ausſchritt, errötete einigemal geradezu über ihre Unkenntnis in Kunſtdingen. Da erklärte Megerlin offen heraus, er verſtehe ebenfalls herzlich wenig davon, was ſie ihm mit aufrichtigem Staunen dankte.

Nun aber nahm der Herr Vetter Zeitler das Intereſſe der geſamten Geſellſchaft in Anſpruch. Er erzählte, während man an goldklaren, in Sonne ſchwimmenden Rebäckern und wonniggrünen Obſtmulden vorbei aufwärts ſchritt, von einer ſehr bewegten Wahlverſammlung im Saale des Hügelwirts oben. Er bot der Frau Doktor Leuze den linken Arm, hakte mit dem rechten Minchen an, um den Damen das Steigen zu erleichtern, und befahl ſeiner Frau Guſtel, ſich der Kette anzuſchließen, an deren Ende der Doktor als ein dem Geſetz der Maſſe ſchwer einzureihender Sonderkörper hing und um das Geſetz ſeines Atems kämpfte. Der Herr Vetter erzählte ſehr laut und ſozuſagen ſehr anregend. Er lachte ſelber gehörig mit und gab faſt immer den Ton dazu an.

Huberta hatte dieſe Erzählung offenbar ſchon wiederholt mit angehört, denn ſie blieb nun mit ſpöttiſch gekräuſelten Lippen etwas zurück und pflückte aus Wegmauerritzen eine Handvoll blauer Ehrenpreiſe.

Leuze blieb ebenfalls ſtehen, um aus dem Überrock zu ſchlüpfen, den er nun umſtändlich und zeitraubend faltete und über den linken Arm legte. Schließlich rupfte er ebenfalls das eine oder andere Blümchen ab. „Wie die einen anlachen!“ fiel ihm endlich ein.

„Die wiſſen eben noch nichts von der Kehrſeite der Welt“, ſagte Huberta.

„Vielleicht doch“, verſetzte er lächelnd. „Aber wiſſen denn Sie davon?“

„Vielleicht“, antwortete ſie kurz und jede weitere Frage darüber abſchneidend.

Sie ſchritten ſchweigend weiter.

Da ſagte ſie einmal unwillkürlich und in ſich ſelbſt verſunken: „Ach ja.“ Es klang überaus ehrlich, ſchmerzlich und zu Herzen gehend. „Wiſſen Sie auch davon?“ fragte ſie nun doch.

„Auch“, ſagte er dunkel.

Sie waren an einer Wegebiegung angelangt. Die vorausſtrebende Frühlingskette war verſchwunden. Sie waren plötzlich allein.

„Darf ich Ihnen Ihre Jacke tragen?“ fragte er aus Verlegenheit.

„Danke“, lehnte ſie freundlich ab.

Da ertönte ein ſcharfer Pfiff durch die Finger des Herrn Vetters Zeitler.

„Hallo!“ rief er, „hallo!“

„Ja, ja“, ſagte Huberta ſpöttiſch vor ſich hin, ohne ihre Schritte im geringſten zu beſchleunigen.

„Hallo!“ rief Megerlin heiſer zurück. Er bekam einen roten Kopf und ſchritt nun heftig aus, indem er wie von ferne Huberta einlud, ihm zu folgen.

Auf der Höhe ſtand ein Weingärtnerdorf, ſonnig und von weichen Düften umſchmeichelt.

Der Herr Vetter ſchlug vor, beim Hügelwirt einen kleinen Imbiß und Frühtrunk einzunehmen. Zwar predigte der Doktor ein bißchen dagegen, aber der Hügelwirt ſtand ſchon in der Haustür, um die launige Jodlerſtimme ſeines Kollegen Zeitler zu bewundern.

Megerlin kam wieder neben Minchen zu ſitzen. Er tat ſein Beſtes, ſie zu unterhalten. Vor dem Abſtieg ins Tal beſichtigte man unter Führung des Doktors die Kapelle mit Ausblick auf das von Fabrikrauch überflorte Paradies, das wie das Bett einer verwunſchenen Götterbraut das Tal erfüllte.

„Wenn man ſich ſo dem Gemüt dieſer einzigen Landſchaft hingibt,“ ſagte nun Megerlin plötzlich, „ſo begreift man, wie wohl nirgends beſſer das Unſelige, nach einem Ausklang Hindrängende der Schöpfung. Das ſpringt einem hier geradezu ans Hirn. Ich habe einmal irgendwo geleſen, daß es in Aſien eine Sekte gibt, die die Schöpfung nicht Gott ſelber, ſondern einem von ihm abgefallenen Engel zuſchreibt.“

„Großartig", lachte der Herr Vetter. Er tupfte mit den Zeigefingern an Stirn und Ellbogen.

„So arg lächerlich finde ich gerade in diesem Augenblick diese Legende nicht; ja, es scheint mir nun, als deute sie die Größe Gottes, den Zwiespalt und Ringkampf in der Schöpfung mindestens ebenso sinnvoll aus, wie das Gleichnis vom Sündenfall der ersten Menschen."

„Ich verstehe nur nicht so recht, was diese Allegorie mit der vor uns liegenden Gegend zu tun haben soll", lächelte der Doktor spitz.

„Sehr gut", rief der Herr Vetter Zeitler kampffroh aus; er streckte seinen Stock, wie um das Tal vor Unheil zu bewahren, wagrecht in die Luft.

Megerlin drehte den Hut in den Händen. „Aber ich", erwiderte er nüchtern.

„Darf ich bitten?" sagte Minchen liebenswürdig und hielt Megerlin eine allerliebste Dose mit Pfefferminzen hin. Sie war im Innersten ungehalten über diese planlose, fruchtlose Sache und hielt sich nun für verpflichtet, Megerlin aus der Schlinge zu ziehen.

„Danke", sagte indessen Megerlin höflich, ohne die Hand vom Hutrand zu lösen.

Die Frau Base warf ihm einen mißbilligenden Blick zu. Frau Gustel gähnte.

Huberta schob mit der Fußspitze ein lichtes Steinchen im roten Sande hin und her. „So ganz und gar dumm finde ich die Legende nicht", sagte sie auf einmal offen heraus. Ein Blitzen stob aus ihren Augen.

„Na, na," rief der Herr Vetter Zeitler indiskret, „die Liebe ist ein schlechter Weiser, namentlich die unglückliche."

Über Hubertas Antlitz jagte eine dunkle Blutwelle. „Vielleicht doch nicht", sagte sie trotzig.

Minchen erblaßte.

„Nun kommt, Kinder, und laßt diesen Unsinn", mahnte Frau Base. Sie faßte Minchen begütigend unterm Arm und schritt mit ihr dem Abhang zu.

„Ich sagte es ja schon immer, diese Hügel tragen einen gefährlichen Tropfen, so lindrot und harmlos er auch dreinschaut. Du bist diesen Wein nimmer gewohnt, Megerlin", predigte der Doktor. „Doch das kommt auf Ihre Rechnung, Herr Vetter Zeitler, denn Sie waren der Verführer."

Der Herr Vetter schlug zerknirscht an die Brust: „Mein ist die Schuld, mein ist die Schuld, mein ist die allergrößte Schuld."

Nun schritt aber der Doktor mit Huberta voraus; seine Frau, der Herr Vetter und Minchen gingen in einer Kette.

Megerlin und Frau Gustel bildeten die Nachhut.

„Haben Sie Urlaub?" fragte sie.

„Einige Tage", antwortete Megerlin.

„Sie haben es halt noch schön", meinte sie.

„Wieso?" fragte er befremdet.

„Weil Sie noch jung und ledig sind und die Welt noch frei vor Ihnen liegt."

Er wußte nichts Rechtes darauf zu antworten,

und da er unwillkürlich befürchtete, Frau Guſtel möchte ihm nun gar Unfrohes aus ihrer Ehe erzählen, blieb er ſtehen und ſagte unvermittelt: „Dieſes Zwicken der Weinbergſcheren rundum in den ſonnigen Äckern iſt köſtlich.“

Frau Guſtel horchte auf: „Wahrhaftig, ich hätte tatſächlich nicht das geringſte davon bemerkt.“ Sie zählte die hantierenden Winzer ringsher; ſie kam bis auf zwanzig. „Ich wette, mein Mann hat keinen einzigen davon geſehen vor lauter Politik und wieder Politik.“ Sie ſeufzte.

„Er redet noch nachts im Bett davon“, erzählte ſie.

„Auch die Politik hat ihre Berechtigung und Sendung“, widerſprach er leiſe.

„Gehen Sie mir weg damit, gehen Sie mir weg damit! Ich habe mir von einem unſerer Stammgäſte, einem verkrachten Studenten, einen Spruch machen laſſen, den ich meinem Mann von Zeit zu Zeit an den Kopf werfe. Er heißt:

Ein verhaßtes Geſchäft im Grund,
von Glück und Sonne gleich entfernt,
ein blindes Handwerk, blind gelernt
iſt euer Krieg von Mund zu Mund.
Hoch ſtrahlt das Blau, es lacht das Feld,
der Winzer zwickt am neuen Wein,
ein weiter Garten wird die Welt:
doch ihr werft Stein um Stein darein.“

Megerlin schwieg.

„Auch das Grübeln ist ein schlechter Beruf", fügte sie lächelnd hinzu.

Er nickte stumm.

Die Spitze der Gesellschaft stand nun vor einem alten Fachwerkhause des rasch erreichten Städtleins, und der Doktor erklärte die Steinmetzarbeiten eines Einfahrtbogens. Es gab in diesem wunderlich romantischen, alten Nest eine solche Menge intimer und offener Kennerfreuden, daß nun das Herzleiden und alle Lebensbeklemmung verflogen waren. Mit glühenden Wangen und ungewöhnlicher Jugendlichkeit erläuterte der Doktor die auf ihn einstürmenden Sehenswürdigkeiten. Er ging mit großen, beschwingten Schritten voran, warf den weißblonden, unbedeckten Kopf nach links und rechts, blieb in jäher Trunkenheit vor einem Brunnen, einem Klingelzug oder Oberlicht stehen und genoß sein Glück. Er modellierte den Schwung der Linien mit entzückter Hand in der Luft nach und unterstrich diese und jene Köstlichkeit. Er war nichts weniger als kritiklos, aber in diesen Augenblicken war schlechterdings alles, was nur den Hauch der Vergangenheit atmete, bis zu einem gewissen Grade vollkommen.

Megerlin war dazwischen von neuem unliebsam aufgefallen, weil er behauptet hatte, daß man von den Stätten des Mittelalters mit großer Sorgfalt ein grundverkehrtes, durchaus falsches Bild herüberrette, daß alle diese alten Fassaden, Tortürme, Brunnen

und Kapellen blitzblank, funkelnd, im Putz und gestrichen in die Welt strahlen müßten, wenn man einen Begriff jener Zeit haben wollte, und daß die Patrizier und Städter von dazumal zu Tode erschräken, wenn sie heute diese verwitterten Mauern und wohlerhaltenen Särge erblicken könnten, in denen sie angeblich gelebt und geliebt, geträumt, gesungen und gebetet haben sollten.

Der Doktor hielt es nicht für nötig, auf diese herzliche Unverfrorenheit zu antworten. Allmählich zerstreute sich die Gesellschaft ganz von selber. Der Herr Vetter Zeitler fand es bald doch gar zu anstrengend, den Gurgelknopf immer in die Höhe zu richten, um die alten Giebel und Kirchenfenster anzustarren. Er traf die Verabredung, auf alle Fälle zum Mahl in der Weinstube „Zum Träuble" zu sein. Er hörte alsdann noch eine halbe Viertelstunde den Ausführungen des Doktors zu. An einer zum Marktplatz sich öffnenden engen Gasse nahm er seine Frau Gustel plötzlich beim Arm und zog sie mit den Worten fort: „Wir trinken nun einen Schoppen beim Waldhornwirt, einem alten Parteigenossen und Spezel von mir." Er winkte auch Megerlin und Huberta zu, die eine Strecke hinter ihm schritten.

Megerlin und Huberta gingen in der Richtung nach einer alten Kirche weiter. In der Nähe derselben spielten Kinder, unter ihnen ein Knirps des Turmwächters. Megerlin schoß ein Gedanke durch

den Kopf. „Kann man auf den Turm?“ fragte er den Knirps.

„Jawohl.“

„Gehen Sie mit?“ wandte er ſich freudigen Blicks an Huberta.

„Warum auch nicht?“ gab ſie lachend zurück.

„Waren Sie ſchon einmal oben?“ fragte er.

„Ich war überhaupt noch nie auf einem Turm“, antwortete ſie allen Ernſtes.

„Ei, ſchau“, ſagte er verwundert. „Aber bildlich waren Sie ſicher ſchon auf dem einen oder anderen Turm?“

„Wie meinen Sie das? Ach ſo!“ Ein Schatten überflog ihr Antlitz; ſie reckte ſich ſtolz. Sie war entſchloſſen, um keinen Preis darüber zu ſprechen, wovon ihr gerade jetzt der Mund überzugehen drohte. Da glitt ihr wie eine Fügung ein lieber, lichter Gedanke ins Herz. „Ach ſo?“ wiederholte ſie zuſtimmend. „Das iſt ganz richtig. Eine Freundin habe ich einmal gehabt, eine feine, ſeltene, goldene, um es gleich zu ſagen.“ Er hörte nachdenklich und ahnungslos zu. Sie ſchritten auf und nieder, um die Rückkunft des Knirpſes abzuwarten, der vorausgeſprungen war, um ſie oben anzumelden.

„Mit dieſer Freundin bin ich allerdings zweimal auf einem Turm geweſen, auf dem höchſten ſogar, den es im Lande gibt.“

Er ſtaunte und lächelte ſie verwundert an.

Sie fuhr fort: „Das erſtemal war ich mit ihr

oben, als ſie einen Menſchen lieb hatte, wie nur ein Herz der Welt lieben kann, und der ſie dann verließ und wegwarf wie eine Blume, die man lange genug in der Hand getragen hat, und das zweitemal war ich mit ihr oben, als ſie auf dem Todbett lag und dem jungen Mann verzieh, verzieh, wie ich in alle Ewigkeit mit aller Himmelskraft niemals verzeihen könnte."

„Nicht möglich", ſagte er erſchüttert.

„Aber wahr", erzählte ſie.

Wie dunkle Wogen ſchwarz und dann grellrot ſchlug es über ihn her.

„Haben Sie den . . . jungen Mann gekannt?" fragte er heiſer.

„Nein", antwortete ſie kurz.

Er atmete auf.

„Auch dem Namen nach nicht?" forſchte er faſſungslos.

Er trocknete ſich den Schweiß von der Stirn.

„Nein", ſagte ſie.

„Sie war, wie ſchon geſagt, ein ſeltener Menſch, dieſe Freundin; ſie hat mir ihren Geliebten einmal gezeigt, wie ſie mit ihm über die König-Karls-Brücke ſpazierte. Ich ging auf der anderen Seite, und ſie grüßten mich beide."

Er ſah ihr erſchrocken ins Geſicht. Sein Traum von heute nacht raſte ihm durchs Hirn.

„Sie war eine Heldin der Stille, wie es keine andere gibt."

„Erzählen Sie doch", bat er haſtig.

„Ich habe alles erzählt."

„Alſo aus Stolz hat ſie verziehen?"

„Stolz verzeiht nicht, jedenfalls ſo nicht," ſagte Huberta, „das muß ich wiſſen."

„Wie hieß ſie denn?" fragte er vernichtet.

„Sie ſind neugierig. Was hat da ein Name zu bedeuten?"

Er wollte ihre Hand ergreifen. Denn er war nahe daran, den Boden unter den Füßen zu verlieren.

Sie ſchaute ihn überraſcht an.

Nun ſtand aber der Knirps vor ihnen am Glockenzug.

„Können wir hinauf?" fragte Huberta.

Sie traten ein.

Der Knirps ging vor ihnen her. Kühle Dämmerung umfing ſie. Der Kleine polterte die ausgetretenen Stufen empor, ſicher und ſachkundig wie eine Eichkatze.

„Langſam!" rief ihn Huberta an. Doch er hörte nichts und tobte weiter.

Sie ſtiegen vorſichtig taſtend empor und hielten ſich krampfhaft an einem ächzenden Geländer. Der Raum ward immer dunkler.

„Dieſer junge Mann verdient geſteinigt zu werden", ſagte Megerlin ohne weitere Einleitung.

„Sie hätte ihm nicht verziehen, wenn er das verdiente", ſagte Huberta beſtimmt.

Er wankte und hing am Geländer wie ein Schiffbrüchiger am letzten Handgriff.

„Geben Sie acht", warnte Huberta.

Sie taſteten ſich aufwärts.

Einmal lag ihre Hand verſehentlich eine Sekunde lang auf ſeinem Handgelenk.

„Es muß ſchrecklich ſein, da droben zu wohnen", meinte Huberta.

Mit Mühe und Not gelangten ſie in einen dämmerigen Chorraum. Über ihnen wetterte der Knirps auf und ab. Sie ſtiegen weiter. Nun umſchloß ſie völlige Dunkelheit. Eine halsbrecheriſche, ſteile Wendeltreppe bildete den Weg.

„Geht's noch lange?" rief Megerlin hinauf.

„Nein", rief der Knirps aus dem Dunkel herunter.

Megerlin wollte Huberta bei der Hand faſſen, um ihr behilflich zu ſein.

„Geben Sie nur auf ſich ſelber acht", ſagte ſie kameradſchaftlich. „So etwas hätte ich nie für möglich gehalten", fügte ſie hinzu.

„Aber herauf müſſen wir nun doch", erklärte er faſt grimmig.

Endlich fiel ein leiſer Dämmerſchein herunter. Man hörte Stimmen, Geklapper von Küchengeſchirr, eine auf- und zugehende Türe, und mit einem Male ſtanden ſie wie geblendet in der Helle eines winzigen Küchenraumes. Darin kochte die Türmerin auf einem Herd, deſſen karges Ausmaß zunächſt faſt beluſtigend

wirkte. Ein halbes Dutzend Kinder duckten ſich in den Ecken herum. In der Wohnſtube ſaß der Türmer an einem Fenſter auf dem Tiſch und ſchneiderte. Mehrere Bettſtellen ſtanden in dem kleinen Raume. Vergilbte Bilder hingen an den Wänden. Durch die kleinen Fenſter ſtrahlte die Unendlichkeit herein.

„Das iſt keine Kleinigkeit, alle Tage dieſe finſteren Treppen heraufzuklettern", meinte Megerlin teilnehmend.

„Wir ſind's gewohnt", ſagte der Türmer ſachlich. Huberta ſchob der Türmerin ein Trinkgeld zu. Megerlin ſchaute durch ein Fenſter.

„Gleich dort drüben hinter den Gaſſen beginnt das freie Feld", erklärte der Türmer. Die Türmerin erzählte vom Amt ihres Mannes. Sie gingen in die Küche zurück und traten hinaus in die freie, gähnende Luft auf dem Turmabſatz.

„Getrauen Sie ſich?" fragte Megerlin.

„Warum nicht?" ſagte Huberta.

Trotzdem haſchte er leiſe nach ihrer Hand und behielt ſie nun in der ſeinigen. Sie ließ ihn gewähren. So ſchritten ſie rund um den Turm und wunderten ſich zuſammen über das köſtliche Gewirr der alten Dächer, die ſchmalen Straßen in der Tiefe und die köſtlichen Figuren darauf. Vor einem winzigen alten Brunnen ſtand eine winzige Dreiheit: ein Herr mit einem zappelnden, blitzenden Stöckchen in der Hand und zwei Damen; das waren der Doktor mit Frau und Minchen. Megerlin und Huberta

lächelten unwillkürlich, und einen Augenblick vergaß ſich Hubertas Hand und ward nun plötzlich zärtlich, innig, werbend; ein ganzer Himmel voll Seligkeit ging von ihr in dieſen Sekunden aus.

„Soll ich hinunterrufen?“ fragte Megerlin übermütig.

„Beſſer nicht“, lachte ſie ihn an. Dann merkte ſie auf einmal, daß ihre Hand ſich vergeſſen hatte. Sie entzog ſie ihm leiſe.

Nun erzählte er, indem er ſich an die Mauer lehnte und verſonnen in die Weite ſtarrte: „Ich habe auch einmal vor Jahren eine gekannt; ſie war Schreibfräulein auf einem Kontor. Ich habe damals mein Einjähriges abgedient und ſie in der Kleinbahn öfters getroffen, bis ich mich ſchließlich in ſie ſozuſagen verliebte.“

Huberta blinzelte ihn ſcheu an.

Er fühlte ihren Blick, und wieder fuhr ihm ſein Traum durchs Gehirn. Ja, es war ihm, als löſte ſich nun aus einer Woge von Geſichtern ſcharf und bekannt das eines grüßenden Mädchens, das über die Königsbrücke ſchritt und ihm zunickte, als er, ſein Schatzkind am Arm, von der anderen Seite her grüßend den Hut ſchwang. Er ſenkte den Kopf tief gegen die Bruſt. „Ich habe ſie dann feig, wie man nur je feig ſein kann, verlaſſen und vergeſſen.“

„Kommen Sie“, ſagte Huberta. „Dieſes Thema wollen wir in Ruhe laſſen.“ Sie zog ihn eindringlich fort und ſchritt voraus zur Küche zurück. Hier

ließ ſie ſich von der Türmerin den wunderlichen Herd und die Art der Mahlbereitung darauf erklären. Auch der Türmer ſtand nun froh dabei. Es kamen wenig Leute hier herauf. Heute war ein guter Tag geweſen, es gab immer noch Leute mit einem offenem Herzen in der Welt. Dieſer Gedanke war mehr wert als ein ſchönes Trinkgeld, das man ſelbſtverſtändlich ebenfalls ſehr gut gebrauchen konnte. Auch die Kinder lachten nun alle aus glücklichen Augen und bildeten einen neugierigen, verliebten, lebendigen Ring um das junge Paar. Es war, als zögen ſie eine Girlande der Freude um ein neues, grenzenloſes Glück herum.

Sie gingen durchs Dunkel die Stufen hinunter. Megerlin ging voran.

„Hat ſie wirklich verziehen?“ fragte er noch einmal. Er drehte ſich um und verſperrte ihr den Weg.

„Sie hat es“, ſagte Huberta erſchüttert und leiſe.

Er nahm ihre Hand und preßte ſie an ſeine Wange. Aber da fiel nun auf einmal wie aus Gottestiefen heraus ein ſüßer Glanz in ſeine Seele, und ohne Hemmung, leicht, lieblich und wie Geſang floß ihm ein Name ins Gedächtnis. Sein Schatzkind gab ihn frei.

Da umſchlang er Huberta und küßte ſie leiſe auf die Stirn.

Aber nun ſuchte ſie plötzlich ſeine Lippen und küßte ihn heiß und lange.

Als ſie dann mit Verſpätung in der Weinſtube

„Zum Träuble" eintrafen, saß die Gesellschaft bereits beim Mahl.

Minchen sah ihnen sofort alles an. Sie erbleichte ein wenig, verhielt sich aber über Erwarten tapfer.

„Wir waren auf dem Turm", erzählte Megerlin, während er den Überrock aufhing, mit abgewandtem Gesicht. — Der Herr Vetter Zeitler warf einen anzüglichen Blick auf Huberta.

„Jawohl, auf dem Turm", erklärte sie frei heraus, ohne leiseste Verheimlichung. „Es war das drittemal, daß ich auf einem Turm war."

Der Herr Vetter war etwas verdutzt. „Auch auf diesem Turm, da bin ich einmal gewesen, es war Anno 1903, mein Freund, der Reichstagsabgeordnete B., war dabei."

„Wir übrigen werden Turm und Kirche nach der Tafel kennen lernen; der Turm hat eine interessante Chorverbindung", sagte der Doktor.

„Ich bin wirklich zu müde dazu", erklärte aber seine Frau Gemahlin.

„Ich bitte mich ebenfalls zu entschuldigen", schloß sich Minchen an.

„Und mich selbstverständlich ditto", sagte der Herr Vetter. „Wir trinken unterdessen einen Kaffee beim Kronenwirt; er ist zwar Stockkonservativer, aber sein Kaffee ist gut."

„Dann steige ich eben allein hinauf."

„Ich begleite dich," sagte Megerlin, „denn ich habe die Chorverbindung tatsächlich übersehen."

Irme Lamparter

Dicker Morgennebel laſtete auf dem Juſtizgebäude. Die Richter der Strafkammer ſaßen leſend, ſchreibend, blätternd, gähnend in ihren hohen, gepolſterten Lehnſtühlen. Zu beiden Seiten des Gerichtstiſches brannten je fünf Lampen auf einem eiſernen Schaft. Der Vorſitzende trug eine ſcharfe, über die ganze linke Wange hinfliehende Schmißnarbe. Er ſah beherrſcht geradeaus.

Gerichtsſchreiber Öhlſchläger ſaß an der linken Schmalſeite des Tiſches dem Staatsanwalt gegenüber. Sein Stuhl war als einziger ungepolſtert. Er erhob ſich und las, leicht vorgeneigt und das Papier nahe bei den Augen. Sein etwas dünnes Haupthaar war in großzügigen Strähnen zurückgekämmt. Die Wangen erſchienen in dieſem Augenblick krankhaft blaß, die leiſe gerötete Naſe unnatürlich aufglimmend. Er ſtockte und ſtolperte fortwährend, verſprach ſich, wiederholte Paragraphen, Abſätze, Ziffern.

Der Vorſitzende blinzelte fragend zu ihm hinüber. Auch der Staatsanwalt erhob einmal witternd den Kopf.

Das Sündenregiſter des Angeklagten war endlos, überwältigend, ohne jegliche Ausſicht auf Wieder-

gutmachung und ernſtliche Reue, und wenn dieſer Menſch nicht hier auf der Bank zwiſchen Richtern und Zuhörern leibhaftig im Saale geſeſſen hätte, ſo hätte man ſich ein wahrhaftiges Scheuſal vorſtellen müſſen, ein Unweſen mit menſchlichem Rumpf und Raubtierkopf, deſſen Geſicht fortwährend in allen Scheuſals- und Schreckensmöglichkeiten wechſelte, die auszudenken ein gerades Menſchengemüt ſich weigerte, ein Ungeheuer mit letzter Verwegenheit auf einer Stirn von Eis, einen Schauſpieler, allmächtig an Mitteln der Lockung und Überführung, einen neuen Adonis, um den Aphrodite und Perſephone nun zum andernmal in Minnezwiſt geraten müßten. Aber ſtatt deſſen ſaß auf der Bank, vom Gefängniswärter entſprechend abgerückt, ein in ſich zurückfliehender, niedergedrückter, kleiner, ſchon bejahrter Mann mit ergrauendem, krauſem Vollbart, einem kleinen, erdigen Antlitz, unſteten, lauernden, hilfeſuchenden braunen Äuglein, einer lahmgeborenen, in die Rechte gebetteten verkümmerten, bläulichen linken Hand und einem Klumpfuß am linken Bein. Sein demütig und kindlich bettelnder Blick flatterte vom Vorſitzenden zum Staatsanwalt, zu den übrigen Herren im Talar, als wollte er ſagen: „Iſt's möglich, daß ich alles das, was dieſer kopfloſe, todblaſſe, drollige Gerichtsſchreiber hier ſtockend, zitternd, heiſer unter Räuſpern und Schluckwürgen als Eröffnungsbeſchluß vorlieſt, begangen haben ſollte? Und kann es der hochlöbliche Herr Präſident für Wahrheit

nehmen, daß einer, der seit seiner Volljährigkeit in der Hauptsache im Gefängnis und Zuchthaus saß, soundso oft verwarnt und gestraft wurde, kaum entlassen, gleich wieder auf den Leim ging?" Er streichelte sein linkes blaues Händchen wie ein schuldloses Kindlein, dem Unrecht widerfuhr. Er war daran, einmal ganz echte Tränen zu weinen. Nein, bei Gott, er war ein Schiefgeborener wie diese Hand, ein Halbnarr vielleicht; er gehörte in ein Krankenhaus, wenn er die Freiheit nicht vertrug, aber nicht ins Gefängnis. Doch war das Gefängnis nicht eigentlich schon das Krankenhaus, das er brauchte, nach dessen Räumen er sich wie in bittersüßem Selbstzerfleischen immer wieder unbewußt sehnte?

Öhlschläger war zu Ende. Erschöpft ließ er sich in den Sessel nieder. Vor seinen Augen begann es schwarz-weiß zu flimmern.

Der Vorsitzende richtete einige Fragen an den Angeklagten, dessen Tränendrüsen nun willig überflossen.

Öhlschläger fiel in die hohe Stuhllehne zurück und beschirmte sein linkes Auge mit der Hand, um den Erbärmlichen nicht zu sehen. Er hätte in die Erde versinken mögen! In wenigen Minuten würde die verspätete Zeugin Irme Lamparter, die Himmlische von ehedem, die Stolze, hier stehen. Er hielt es nun tatsächlich für möglich, daß man schließlich doch kopflings unter der Erde zu verschwinden imstande sein müßte, vor lauter Scham vor den Taten eines anderen Menschen.

Aber hätte er denn nicht eigentlich vielmehr Genugtuung über das Geschehene empfinden müssen? Vielleicht! Wenn dieser letzte Liebhaber etwa wenigstens irgendein hochgeborener Gauner, an denen in der Welt doch auch kein Mangel war, ein eleganter, gewiegter, unwiderstehlicher Lebemann gewesen wäre, vielleicht hätte er dann mit einer gewissen menschlichen Schwäche seine Rache gekühlt; vielleicht; bei Gott, vielleicht auch dann nicht! Und nun war Irme zuletzt diesem lächerlichsten aller Heiratsschwindler ins Garn gelaufen! Was mußte nicht alles unter dem Druck der Jahre aus ihr geworden sein, seitdem sie beide für immer auseinandergegangen waren? Wenn er ihr damals, als sie ihn unter Schicksalstränen und Freundschaftsküssen verließ, um jenem müden Sohn eines müden Mannes auf den Berg des Reichtums zu folgen, wenn er ihr damals gesagt hätte, daß sie noch einmal in Heiratsanzeigen um ein Krümchen Liebe betteln ginge, hätte sie ihn für irrsinnig erklärt. Sie war, nachdem sie ihm noch eine letzte Abschiedstunde gewährt, zu der er sich jedoch nicht mehr eingefunden hatte, in ein sogenanntes feinstes Erziehungsinstitut am Zuger See gekommen. Dann hatte er noch erfahren, daß sie vom Glücksberg auf halber Höhe abgestürzt war, indem der müde Sohn des müden Mannes angeblich einer geheimen Krankheit wegen sein gegebenes Wort später zurücknahm. Das war das letzte, was er von ihr gehört hatte.

Es war, als lebten ſie beide hinfort jedes für ſich todallein in einer anderen, unendlich fernen, ewig brückenloſen, geſchiedenen Welt.

Er hatte dann mit Gewalt gegen ſich ſelber und gleichſam eigentlich dem Schickſal und Irmen zum Trotz verhältnismäßig frühzeitig geheiratet und eine Ehe erlebt, über die im Grunde nichts Weſentliches zu ſagen war. Anna hatte ihm fünf Kinder geboren. Sie war rechtlich, treu, gut, lieb, kurz alles in allem eine Frau geweſen, wie ein praktiſcher Mann ſie nur wünſchen konnte. Sie hatten nebeneinander gelebt wie zwei gute Bekannte mit gemeinſamen Intereſſen und gemeinſamer Pflicht. Und als dann der Tod ſie von den Kindern wegnahm, erfuhr er auch im Innerſten, was für eine unerſetzliche, ewigſorgende Mutter ſie geweſen war. Er pries ſie aus tiefſtem Wiſſen und würde nicht aufhören, ſie als eine vorbildliche Mutter zu verehren. Seine Geliebte, ſo, wie man in Träumen liebt und leidet und ſelig iſt, war ſie nie geweſen. Nun war er bereits wieder im Begriff, eine zweite Ehe anzutreten, um ſeinen Kindern die Pflegemutter zu geben, ohne die ſie vor ſeinen Augen verdarben.

Der Vorſitzende verlas eben einen der Liebesbriefe des Angeklagten. Es war zum Totlachen und Aufheulen zugleich, was dieſer nichtswürdige Krüppel für flugſelige, feurige, leuchtende Worte erfand, um durch erbärmlichſten Trug erbärmliches Geld zu gewinnen. Man glaubte nun tatſächlich

nacheinander einen Schauspieler, einen Verrückten, einen Fiebernden, ein seliges Kind, einen träumenden Verliebten mit echter Sehnsuchtsgewalt zu vernehmen. Er hatte sich in diesem Briefe als Sekretär eines christlichen Verbandes ausgegeben. Er spann aus dem kurzen, sachlichen Schreiben seines Opfers glühende Fäden; er schwärmte bereits von nahen Liebeshimmeln, trug der Angebeteten das süßeste Du der Welt an, nannte sie sein Herzlieb, sein Kleinod, seinen lichten Seelenstern. Fürwahr, sekundenlang glaubte man keinen Verbrecher, Heiratsschwindler, Krüppel und armen Lumpen, sondern einen kindlich verwegenen, überströmenden Dichter zu hören. Als Irme im Saal erschien, legte Öhlschläger die Linke vor die Schläfe, um sie nicht zu sehen und nicht gesehen und erkannt zu werden. Er bebte am ganzen Körper. Das Blut tobte ihm in Hals und Schläfen. Er war sicher, daß Irme nun vor heller Scham kein Wort über die Lippen bringen werde.

Aber Irme Lamparter schritt aufrecht und gelassen an den Richtertisch. Sie machte ihre Angaben, Name, Alter, Stand betreffend, vollkommen ruhig und warf, als der Vorsitzende sie höflich fragte, ob sie mit dem Angeklagten verwandt oder verschwägert sei, einen ganz unendlich verächtlichen Blick auf den zitternden, in sich verkriechenden Krüppel auf der Anklagebank, der in einem fort seine linke, blaue Kinderhand streichelte. Sie war freilich älter geworden; ihr Gesicht war etwas voller; an dem immer

noch wundervollen Ohr glühte eine kleine Perle in unendlicher Sanftheit. Über der weißen Schläfe kräuselte ſich wie ehedem ein quellendes, dunkles Löckchen. Ihre Stimme war klar und ſeltſam nachklingend. Sie ſprach ſtolz, ohne Scheu, ohne Schuld. Sie war heute noch eine Herrliche in jedem Belange! Sie erzählte offen, daß ſie ein Heiratsgeſuch in der Zeitung hatte erſcheinen laſſen, in der Abſicht, eine Ehe zu ſchließen. Sie bekannte, daß ſie dem Angeklagten nach einem kurzen Briefwechſel ſchließlich erlaubt hatte, ſie zu beſuchen, und erzählte mit einem gewiſſen Humor von den kleineren Geldzuſchüſſen, die ihr der Gauner unter allerhand Verlegenheitsvorſpiegelungen noch vor ſeiner Ankunft abgenommen hatte, ſowie von den Vorbereitungen zum Ankauf einer Ausſteuer, natürlich ebenfalls zum Zwecke der Beraubung. Sie ſchilderte den Eindruck der Begegnung mit dem Elenden, der nun auf den Knien vor ihr gelegen, als ſie ihm ſeine hölliſche Verwegenheit, eine unbeſcholtene, gerade Frau zu beſchwindeln, vorgehalten hatte. Sie ſchilderte den winſelnden, heulenden Hund, als ſie das Zimmer abſchloß, ſein ohnmächtiges, klägliches Drohen mit Stock und Meſſer, als ſie die Polizei anrief. Sie beteuerte, daß nichts in der Welt, kein Meſſer und kein Tränenſtrom ſie gehindert hätte, den unerhörten Frechling zur Anzeige zu bringen, gleichviel, ob ſie nun darunter in ihrem Frauenruf litt oder nicht. Ihre ſeltſam nachklingende Stimme vibrierte vor Entrüſtung über die erlittene

Schmach dieſes Verwegenen, der nun wie ein Häuflein Feigheit auf der Bank ſaß und ſchließlich noch in ein Nichts zuſammenſchmolz, ehe die Richter ihr Werk zu Ende brachten. — Bei Gott, in ſolchem Tone hätte auch mein Stolz damals zu ihr reden müſſen, als ſie von mir ging, um den müden Sohn des müden Mannes zu freien, durchbrauſte es den Gerichtsſchreiber Öhlſchläger. So hätte ich reden und anklagen müſſen, anſtatt kopflos verzichtend zu ſchweigen. Das wäre der Ton geweſen, den dieſe Stolze brauchte. Seine Hand war, ohne daß er davon wußte, vom Auge auf den Tiſch geſunken. Er ſtarrte hingenommen und bezaubert in ihr hocherregtes ſchönes Antlitz. Aber da traf ſie ihn mit einem jähen, erſtaunten, fragenden, zurückfliehenden Blick. Sie errötete. Ihr Antlitz war plötzlich von zuckenden Punkten, ſich kreuzenden, raſenden Linien zerriſſen. Ihr Auge kam jählings zurück und traf ihn wie eine Brandfackel. Ein ſpitzer, gellender Schrei durchſtach den Raum, durchſtieß die Decke, ſchoß hochauf über alle Welt hinaus. Sie warf die Arme empor und ſank wie vom Blitz niedergelegt hintenüber.

Öhlſchläger hatte das alles kommen ſehen. Er war alſo aufgeſprungen und hatte die Stürzende in ſeinen Armen aufgefangen. Die Richter erhoben ſich. Der Staatsanwalt kam die Stufen herunter. Der Gerichtsdiener riet, die Ohnmächtige in ein nahes Zimmer auf ein Sofa zu betten. Der an-

geklagte Krüppel ſtarrte mit ratloſen Äuglein, ſein blaues Händchen krampfhaft ſtreichelnd, auf dieſe ſeltſamſte aller Frauen, die er im Laufe ſeiner langen Praxis kennengelernt hatte. Auch er wäre, hätte ihn nicht der Gefängniswärter zurückgehalten, nun aus einem Dichter- und Kindesgefühl heraus, das er trotz allem noch in irgendeinem Winkel beſaß, herzugekommen, um dieſer ſtolzen, tödlich beleidigten, hohen, herrlichen Frau beizuſtehen.

Öhlſchläger eröffnete dem Staatsanwalt kurz den Sachverhalt. Der Staatsanwalt nickte blinzelnd. Der Präſident vertagte die Sitzung.

Nun war Öhlſchläger mit Irme allein in einem kleinen, auf die Straße hinausgehenden Zimmer. Die Nebel über der Stadt waren irgendwie durchleuchtet; man fühlte es, daß die Sonne ſchon in der nächſten Sekunde Gewalt haben konnte.

Irme lag ohne jede Regung, ſtolz, kühl, auf einem mit ſchwarzem Leder überzogenen Sofa. Hoffentlich kommt nun endlich der Arzt, dachte Öhlſchläger. Wenn ſie nun ſtürbe, könnte ich nicht mehr weiterleben. Und dann ſagte er, ohne zu wiſſen, wie er dazu kam: „Irme, um alles, wache auf! Ich habe fünf lebendige Kinder, aber ich ſterbe von ihnen hinweg, wenn du mich ein zweites Mal in dieſer Art verläßt. Ich war ein Tor, ich war zu ſtolz, viel ſtolzer, als du es je ahnteſt, aber es war meine Torheit, daß ich meinen Stolz aß und nicht lodern ließ, wie du den deinigen. Ich habe dich geliebt,

dich und nur dich, und ich werde dich weiter lieben, ob ich nun fünf Kinder und eine zweite Frau habe oder nicht. Irme, wache auf, damit ich es dir ein einziges Mal ganz ſage, wer ich bin, und wie hoch meine Liebe ſteigt; denn du haſt mich nur im Glück gekannt, mein Letztes hat dir meine Torheit vorenthalten."

Er drückte ſeine bittenden Lippen auf ihre geſchloſſenen, weißen Lider, auf ihre ſanften, weißen Wangen, auf ihren ſtolzen, herben, ſchwellenden Mund.

Und er wiederholte immer wieder ſeine ewig dauernde Liebe, ſeinen unauslöſchlich glühenden Stolz. Er redete, als endlich Blut und leiſe Bewegung in ihr geliebtes Antlitz zurückſtrömte, mit kindſeliger Liebesglut weiter und weiter von ſeinem Leben, von ſeiner toten Frau, von ſeinen Kindern, von ſeinem Stolz und ſeiner untilgbaren, ſternewigen, einzigen Liebe.

„Wieviel Kinder ſind es?" fragte Irme plötzlich wie von fern.

„Fünf," antwortete er, „nicht mehr und nicht weniger."

Irme ſchloß aufs neue die Lider.

Aber da erzählte er ihr, daß ſeine zweite Ehe bereits bevorſtehe, daß ſie deshalb durchaus nicht zu ſterben brauche, daß ſie vielmehr als einzige und unerſetzliche Frau leben müßte, leben, ihm und allen Menſchen zu Gefallen, den Verbrechern zur War-

nung, den Richtern zum Beiſpiel, den Ehemännern zur Stärkung, leben müßte, weil die Welt ſonſt ſtille ſtünde! Er küßte von neuem ihre Lider und bat und flehte und ſchwur, ſie zu lieben über Kinder und Mütter und alle Himmel hinweg und von ihr gar nichts zu fordern, als daß ſie eben in der Welt bleibe, auf daß ſie nicht untergehe.

„Liebſt du dieſe zweite Frau?“ fragte Irme wie aus einem Traum heraus.

„Lieben? Nein! Ich heirate ſie, wie man eben in der Not heiratet. Ich habe ſie durch eine Heiratsvermittlerin kennengelernt. Meine Kinder brauchen eine Pflegemutter. Das iſt alles. Ich ſelber brauche nichts mehr.“

Irme richtete ſich auf und ſah verloren vor ſich hin. Dann ſagte ſie langſam und dem Klang ihrer eigenen Worte nachhorchend: „Was ſagſt du dazu, wenn nun ich deinen Kindern Pflegemutter ſein wollte?“

Aber da klopfte es eben an die Tür, und der Arzt, ein vornehmer, hoher Herr mit einem langen, würdevollen Bart, einem kunſtvoll aufblühenden Tüchlein in der oberen Joppentaſche und blaßgeſtreiften Manſchetten, trat ein.

Sonſt hätte Öhlſchläger wohl vor ganz namenloſem Jubel aufgeſchrien, diesmal richtig über die fliehenden Nebel hinaus bis hinauf zur Sonne, die nun in dieſen göttlichen Sekunden mit milder Allmacht die grauen Schleier über der Stadt zerriß.

Sturmvögel

Endlich war man ein Mann, ein Menſch, ein Weſen auf eigenen Füßen.

Gerhard Fiſcher hatte nach glücklich beſtandenem Staatsexamen der Einladung ſeines Onkels Bertold, eine Zeitlang auf deſſen Bauerngut „ausruhend mitzuarbeiten", gerne Folge gegeben.

Das Gut lag in der Nähe der Eiſenbahn und nur eine halbe Fahrſtunde von der großen Stadt entfernt. In der Stadt aber war zurzeit, wie aus einer Anſichtskarte hervorging, Irma, anſcheinend in einem kunſtgewerblichen Betrieb oder ähnlichem. Die Karte war allerdings ſchon über ein halbes Jahr alt, und der kunſtgewerbliche Betrieb konnte auch ein Zigarrenladen ſein. Fiſcher war in keiner Weiſe bemüht, das genau zu wiſſen. Überhaupt war dieſes Verhältnis zu Irma ein merkwürdiger Roman.

Irma hatte ſeinerzeit mit ihm auf der Anfängerſchule geſeſſen. Sie war damals ein bildhübſches Kind mit himmliſchem Blick. Sie hatte eine ſehr ſchöne, etwas beleibte, noch jugendliche Mutter, deren Gatte ein angeſehener Beamter war. Die Kluft zwiſchen ihm, dem Sohn eines wenig bemittelten Kleinhändlers, und Irma, der Beamtentochter und Märchen-

prinzeſſin, war damals eine ungeheure, nahezu hoffnungsloſe. Um ſo ſüßer, unnennbarer, reiner, heiliger war der Schauer jener erſten kindlichen Liebe. Eine ſo vollendete Heiligkeit und Reinheit hatte er ſeitdem wohl nie wieder aufgebracht, an keiner Lebenswende, weder bei entſcheidenden inneren Wandlungen noch bei ſonſtigen Ereigniſſen. Er wäre damals buchſtäblich ohne Zögern zu Ungeheuerſtem bereit geweſen, zum Tod, zu einer Heldentat ohnegleichen, zu Kämpfen mit Baſilisken und Drachen, zum längſten und peinvollſten Dornenweg, wenn die Holde es befohlen hätte. Da ſchenkte ſie ihm einmal in Kinderlaune ein Stückchen Johannisbrot. Er verwahrte das Geſchenk wie ein Kleinod. Er hatte es nachts unterm Kopfkiſſen, trug es tagsüber in der Schultaſche, ſpäter im Reiſekoffer. Auf allen Wegen ging es mit. Er beſaß es tatſächlich heute noch. Damals beſchloß er auch mit einer Glut, die ſicher aus dem verlorenen Paradieſe heraufſchlug und dorthin wieder zurückfließen mußte, ein unſäglich berühmter Mann zu werden, etwa ein Weltweiſer, der ſchlechthin alles wußte, was man ihn auch fragen mochte, oder ein Feldherr, deſſen Schwert an Gewalt den Blitz übertraf, oder ein Heiliger, vor dem alle Frauen niederknieten, oder irgend etwas anderes Unſägliches, vielleicht etwa geradehin ein Goldſucher, um mit den aufgefundenen Goldſtollen eine Brücke zu bepflaſtern, die dann zu einem Hauſe inmitten eines Schwanenteiches führen würde, wo er nach der

Heirat mit Irma bis ans Ende aller blauen Tage lebte.

Er kam dann aufs Gymnasium, Irma in die Töchterschule und später in ein Internat. Doch gelang es ihm, von Zeit zu Zeit einen heimlichen Brief mit Poesien an sie zu schreiben und auch hin und wieder eine Antwort zu erhalten. Alsdann hatte er mit ihr für eine kurze Stunde jene heißersehnte, abenteuerliche Zusammenkunft in einem kleineren Luftkurort. Sie wandelten da auf feinem Sand am Waldrand hin. Fischer führte Irma wie ein Kavalier tatsächlich am Arm. Er hatte in seinen Briefen von glühenden Küssen, von seliger Umarmung geschrieben, und Irma sprach nun geradezu andeutungsweise davon, allein es war ihm nun rein unmöglich, seine Kühnheit wahrzumachen. Er wußte bei Gott nicht, woher er nun plötzlich den Mut dazu nehmen sollte. Dermaßen erschien sie ihm überlegen, eine Dame von Welt und Rang, von Hoheit und Adel. Es war eine beschämende und ernüchternde Enttäuschung, die sein Herz da der Wirklichkeit gegenüber erlebte, dieses selbige Herz, dessen Briefe von Überschwang nur so troffen.

Von da an stockte der Briefverkehr für längere Zeit gänzlich. Aber dann hörte Fischer einmal, Irma habe eine Liebschaft mit einem Postassistenten, einem gewissen Franz Englert; es lief auch einmal eine Ausflugskarte vom Bodensee ein, worauf unter vielen anderen Namen auch der Englerts stand. Damals

weinte er eine ganze Nacht hindurch, verfluchte alles Gold der Erde, insonderheit jenes, das zum Bau von Brücken nach Schwanenweihern diente, verhöhnte Feldherren und Weltweise und haßte die Frauen wie der Gärtner das Unkraut. Er tat auch den Schwur, aus dieser neuen, grimmen Welt, worin er nun lebte, kein leisestes Lebenszeichen mehr in die Welt der Falschheit zu senden. Das Johannisbrot aber behielt er nun als ein fortwährendes Beweisstück weiblicher Treulosigkeit. Doch da ging dieser Postassistent die Verlobung mit irgendeiner anderen ein. Auch schrieb nun Irma wieder einmal einen Gruß auf einer Ansichtskarte. Nach langen heftigen Zerwürfnissen mit sich selber erwiderte er endlich diesen Gruß. Später schrieb er ihr einen gewaltigen Brief, der eine Wiederanknüpfung ermöglichen sollte, im Grunde jedoch nichts als eine langverhaltene Flut heftigster Vorwürfe enthielt.

Diesmal antwortete Irma überhaupt nicht. Später wurde Gerhard Fischer versöhnlicher, indessen auch kühler und vorsichtiger. Nun kam dann und wann wieder ein Gegengruß. Darüber war er nun Mann geworden, hatte studiert, Geldnöte und anderes überstanden und seine Examina glücklich hinter sich gebracht. Gelegentlich hörte er, Irma habe wieder Verlobungsneigungen. Diesmal war es ein kleiner Bankbeamter. Doch schien es von neuem nur Gerede zu sein. Denn er erhielt plötzlich wieder einen Gruß. Doch was focht ihn das alles schließlich an?

Mit Irmas Familie war es unterdeſſen jäh bergab gegangen. Ihr Vater hatte von jeher gerne gebechert; bald unterlag er ſeiner Leidenſchaft völlig. Seine ſchöne Frau erlebte bittere, tränenreiche Stunden. Lähmende Ausſichtsloſigkeit gähnte in dem ſtolzen Hauſe hinter den langen, reichen Vorhängen; heftige Auseinanderſetzungen waren an der Tagesordnung; denn der Weingott griff in alle Kaſſen. Irma ſchied von zu Hauſe; ſie reiſte beſuchsweiſe zu der einen oder anderen Freundin, zu Verwandten; dann verſuchte ſie ihr Glück als Erzieherin, als Geſellſchafterin uſf. Seitdem verrieten ihre Anſichtskärtchen einen bunten Wirbel von Städten und Stellungen. Aber was ging ihn das alles ſchließlich an?, ihn, der unterdeſſen ſeine Examina beſtanden, mit einem lächerlichen Monatswechſel ſich herumgeſchlagen, weder ganz noch halb verlobt oder verliebt geweſen, noch irgendwie weiblichen Umgang gehabt hatte, vor lauter Verſunkenheit, Ungeſchicklichkeit, am Ende gar immer noch infolge unbeſtimmter dunkler Träume von einem Schwanenteich mit Goldbrücke und ähnlichem! Immerhin, Irma war jedenfalls noch in der Welt und ſchrieb noch, wenn auch ſelten, Grüße. Auch das Johannisbrot lag noch im Koffer. Und immerhin war man in nicht zu ferner Zeit Aſſeſſor und konnte alſo heiraten. Ein Aſſeſſor wohnte zwar nicht in einem Schwanenſee mit Goldbrücke, doch er bezog ein Gehalt, das man auskömmlich nennen durfte. Ein Aſſeſſor konnte auch, wenn man rein materia-

liſtiſch dachte, eine entſprechend ausgeſteuerte Frau nehmen; ſo hatte einer ſeiner Bundesbrüder eine Bierbrauerstochter mit einer Million Mitgift geheiratet; wenn nur die Hälfte davon der Wahrheit entſprach, war es immer noch genug. Ein Aſſeſſor, nun ja, ein Aſſeſſor konnte aber ebenſogut die Sache von der rein idealiſtiſchen Seite anfaſſen und alſo auch ein Mädchen ohne Vermögen ehelichen, ſchließlich alſo auch ein Kinderfräulein, eine Geſellſchafterin; wen ging das etwas an? Alles das konnte ein Aſſeſſor ausführen, nur mußte er es nicht ausführen. Ein Aſſeſſor konnte, zum Beiſpiel, auch zuſchauen, wie die Welt verläuft, wie die Menſchen liebten und wieder auseinandergingen und mit Steinen und Balken an ihren Himmeln bauten; ein Aſſeſſor konnte auch Junggeſelle bleiben und Schloß ſamt Schwanenſee als ureigenſte Dummheit bei ſich behalten.

*

Das Gut des Onkels Bertold war kein Rittergut, ſondern ein behäbiges Bauernhaus in der Nähe einer großen Staatsdomäne, derentwegen die Züge hier hielten und deren kleiner Bahnhof mit Blechdach und großer ſchwarzer Tafel für Zugverſpätungen am Ende einer alten Allee ſtand. Es gab ſehr viel Arbeit auf dem Hofe, zumal in dieſem Frühjahr, das ſo lange auf ſich hatte warten laſſen. Doch die Luſt, gerade mitten in den Aprilwirbeln auf freiem

Felde zu werken, war nicht gering; ſie ward zudem noch verſüßt durch das prickelnde Bewußtſein, daß man nun bald Aſſeſſor wäre und überdies ſo eine Art Lieb in der nahen großen Stadt hatte. Man lebte alſo einmal ſo recht als freier, unbeſchwerter, losgelöſter, hoffnungsvoller, glücklicher Mann, dem alles Tun wie köſtliches Spiel erſchien. Fiſcher trug hier die Hoſen in die Stiefel eingeſchlagen, deren Röhren ihm die Tante als beſondere Ehrung jeden Tag blankwichſte. Auch den Kneifer legte er vom erſten Tage an beiſeite. Er ging immer ſchon ein wenig vornübergeneigt und hatte große Schritte, er war alſo, ſo dünkte ihn, wie eigens zugeſchnitten für dieſes ſchwungvolle, göttlich freie Handwerk unter dieſem unruhvollen Lenzhimmel mit den tiefhängenden Schauerſträhnen, den langen, jähen Schattenſchweifen, den berückenden Sonnenwellen und den ſkeptiſchen Chören kreiſchender Möwenſchwärme.

Auf ſeiner erſten Ausfahrt in die kaum eine Wegſtunde entfernte kleine Oberamtsſtadt hatte Gerhard Fiſcher den Kneifer für alle Fälle wenigſtens in der Taſche. Er leitete da einen mit zwei Stieren beſpannten Torfwagen. Tatſächlich war er aber an der Bahnunterführung nun doch gezwungen, den Kneifer des zunehmenden Straßenverkehrs wegen aufzuſetzen. Er ſaß hoch über der Deichſel auf einer Rinderdecke. Seine langen Beine mit den blanken Stiefelröhren hingen weit herunter, ſein blaſſes, verhältnismäßig faſt etwas zu junges und zu kleines

Geſicht mit dem zärtlichen dunkeln Bärtchen war leiſe gerötet. Er hatte einen grüngelben, ſpitzen Wetterhut auf dem Kopf, der wie von ſelber ein wenig ſchief über der Stirne ſaß und einer dunkelglänzenden, koketten Haarwelle freien Spielraum ließ.

So fuhr er am Hauſe des Torfempfängers vor. Hier lehnte im geöffneten Tor des Vorgartens ein ſchon älterer Mann mit ungleichen Schultern und einem angeſchwemmten, tiefroten Antlitz.

„Numero vierzig? Herr Ulmſchneider? Bin ich am richtigen Ort?“ rief Fiſcher vom Wagen herunter.

„Den beiden Stieren nach zu ſchließen ohne Zweifel“, erklärte der Angeredete, und unwillkürlich fügte er bei: „Mein Name iſt Ulmſchneider.“

„Fiſcher“, gab der Fuhrmann zurück, indem er eine für dieſe Umſtände etwas drollige, aber hochernſte Verbeugung machte, da er nun die Dame des Hauſes ein paar Schritte hinter ihrem Gatten bemerkte, die ein dunkelgrünes Kleid und Perlenkette auf freiem Halſe trug. Fiſcher war verdutzt; denn auf alles das war er in keiner Weiſe vorbereitet. Um das Haus dehnte ſich ein Garten mit noch kahlen Zwergbäumen; auf einem Raſenſtück ſprühte ein bunter Krokusſtreifen, weiß, violett und ſafrangelb; in einer Ecke ſtand ein Pavillon mit achteckigem Spitzdach aus winzigen Platten und krönendem Kupferknauf; weiße, ſcharlachgeſäumte Vorhänge wehten hinter den halbgeöffneten Fenſtern. Mit ſeltſamer, jäher Schärfe umſpannte Fiſcher das alles. Nun

ſprang er vom Sitz und begann den Wagen durch die Einfahrt zu bugſieren.

Herr Ulmſchneider legte offenbar keinen Wert darauf, ſeiner Frau den Namen des Fuhrmanns bekanntzugeben. Doch als er nun merkte und ſchließlich durch gewaltſame Fragen ermittelte, daß Fiſcher der Neffe des Onkels Bertold und alſo demnächſt Aſſeſſor wäre, geriet er ſofort in den größten Eifer. Er ſtellte unverzüglich ſeine Gattin vor. Auch wollte er es nun durchaus nicht leiden, daß Fiſcher beim Abladen der Köchin half; ja er legte, als der Fuhrmann davon nicht abzubringen war, ſogar ſelber Hand an. Er zog den Rock aus und arbeitete in ſeinen blaugeſtreiften Hemdärmeln aufgeregt mit. Er erzählte gleich ausgiebig von ſeiner Hauswirtſchaft, in jeder Hinſicht gleich weit über das Maß deſſen, was der andere zu wiſſen begehrte. Jedenfalls hatte Fiſcher mit dem Manne ſofort faſt ein gewiſſes Mitleid, obgleich er allem nach ſchwer Geld hatte und offenbar ſeit der Schulbank und dem Tod ſeines Vaters nichts anderes zu tun gehabt hatte, als in dieſem herrſchaftlichen Hauſe zu ſitzen, zu eſſen und zu trinken und eine ſchöne Frau zu unterhalten. Fiſcher mußte, wenn er den Reichen nicht geradezu beleidigen wollte, nach der Arbeit ein Veſperbrot mit einem Glaſe Wein annehmen. Ulmſchneider aber ſchien kindiſch froh darüber, daß er wieder einmal einem fremden Menſchen, der ihm gefiel und dazu Fuhrmann und obendrein Aſſeſſor war, ſein

Haus nebſt Garten zeigen durfte. Er lud ihn gleich auf nächſten Sonntag zum Eſſen ein. Fiſcher lehnte zwar ab, indem er ſagte, er fahre wohl gerade an dieſem Tage in die Stadt, um einen längſt fälligen Beſuch zu machen, doch ſeine Ausrede klang ſo unwahrſcheinlich, daß ſie eher das Gegenteil bewirkte. Auch die langjährigen Beziehungen des Onkels Bertold ſchon zum Vater Ulmſchneiders, die man auf dem Bauernhof hoch anrechnete, und die Herr Ulmſchneider für ſeine Sache ins Treffen führte, ſprachen mit. Er ſagte alſo, nachdem man noch ein Glas Wein getrunken hatte, wirklich zu. Ulmſchneider ſchüttelte ihm bereits wie einem alten Bekannten die Hand, auch die ſchöne, etwas zurückhaltende Frau, deren Mienen ein wenig Trauer, ein wenig Ekel zu verraten ſchienen, reichte ihm beim Abſchied, ſchon um ihres Mannes überſchwengliche Höflichkeit einigermaßen abzurunden, kurz die Hand.

Der Wind ſchwoll heftig an, Schneeböen überwehten den grünen Flaum der Felder, Sonne, Wind und Wolken gaben ihr Erſtes und Letztes, und die Möwen warfen ihre Schreie darein, als Fiſcher auf dem leeren Wagen heimfuhr. Merkwürdig, was für Gefühle da auf einmal in ſeinem Buſen Raum gewannen ... Es war faſt, als lebte man zu Zeiten Homers, als bewegte ſich ſein Stiergeſpann durch einen gewiſſen zeitloſen Glanz, als wären huldvolle Götter in der Nähe, Ceres, dann Äolus, der Wind, die Möwen auf einer Harfe begleitend. Es war

beinahe, als gäbe es etwas, das alle Studien und ſelbſt den „Aſſeſſor“ weit überragte, als begännen die Götter wieder auf der Erde unter den Menſchen zu weilen: ſo mochte man damals über göttliche Hügel auf weißen Straßen an die Geſtade eines azurblauen Meeres gefahren ſein ...

Jedenfalls hat dieſer Ulmſchneider keinen ſchlechten Wein, dachte er. „Hüh!“ rief er ſeine Stiere beinahe zärtlich an, und es fehlte nicht viel, ſo hätte er noch hinzugefügt: „Bitte ſchön.“ Keinen ſchlechten Wein und eine bildſchöne Frau, dachte er noch einmal. Der ſprühbunte Krokusſtreifen, der Pavillon und deſſen ſcharlachgeſäumte Fenſtervorhänge beſchäftigten ſeine Erinnerung; auch fiel ihm immer wieder ein, daß die junge Frau ihr dunkelbraunes Haar in ſchweren Flechten um den Kopf geſchlungen hatte.

Onkel Bertold ſtand mit beſorgten Mienen in der offenen Stalltüre.

„Iſt dir was paſſiert?“

„Warum?“

„Weil du ſo lange ausgeblieben biſt.“

Fiſcher erzählte von den Aufmerkſamkeiten Ulmſchneiders.

„Das läßt ſich hören“, lachte der Onkel befriedigt und ſtolz. „Sie ſind ſonſt ſehr hoch droben, dieſe Leute, aber natürlich, wenn ein Aſſeſſor daherkommt, das iſt was anderes.“ Er lachte breit und ſatt. Ja, er klopfte ſeinem Neffen nun förmlich auf die Schulter, was er noch nie getan hatte.

Am kommenden Sonntag saß Gerhard Fischer in der Tat im Pavillon mit dem achteckigen Schuppendach und den scharlachgesäumten Fenstervorhängen. Der Nachmittag war schön, der Himmel hoch, mattblau, ohne Wölkchen. Vor dem Pavillon blühten goldstrahlende, leise nickende Narzissen, die unter dem heutigen Himmel zu ganz besonderer Wirkung kamen. Staren konzertierten auf zierlichen Nistkästen. Buchfinken schmetterten ihr eigenwilliges Solo dazwischen. Von den Möwen war weit und breit keine Spur; sie schienen die Welt für immer verlassen zu haben.

Dieser Herr Ulmschneider hatte entschieden seine Wetterlaunen. In dem aufgeschwemmten Gesicht saßen ein paar dunkle, trunkene, kleine Augen. Er sprach viel, lachte laut und heftig. Manchmal riß seine Rede jäh ab; er schwieg dann dunkel und hintersinnig. Seiner bedeutend jüngeren Gattin gegenüber war er manchmal auflohend zärtlich, nicht selten kehrte er aber auch den reichen Mann heraus, dessen Sonne und Garten sie mitgenoß.

Die junge Frau hieß Marianne. Ihre Überlegenheit war offenkundig. Sie sprach viel weniger und war überhaupt ziemlich zurückhaltend, während ihr Mann seiner Zunge ungehemmtesten Lauf ließ. Manchmal, wenn die Sprünge des Gatten gar zu kühn gerieten, erschien zwischen ihren herbgeschwungenen, dunkeln Augenbrauen eine nervöse Faltenreihe; ihr Mund war dann fest geschlossen, in ihren Augen blitzte es wie von Verachtung. Ulmschneider war

jedoch nicht aus dem Konzept zu bringen. Als seine Frau einmal, auf einem Schemel stehend, einen Fensterriegel schloß, faßte er sie mit beiden Armen unter den Knien und trug sie vor dem Gaste durch den Pavillon. Um ihn nicht herauszufordern, ließ sie es widerwillig und beschämt geschehen; sie legte ihre Hand mit gestrafften, gespreizten Fingern auf seinen dicken, angegrauten Schopf und lächelte wie über einen Narren hinweg.

Fischer war sehr verlegen, da alle beide ihn ansahen: Ulmschneider, als wollte er sagen: Habe ich nicht eine wundervolle Frau, Herr Assessor?, während Frau Marianne in ihrer unwilligen Beschämung sein ganzes Mitleid erweckte. Er lehnte feuerrot wie ein Knabe in der Pavillontür und blinzelte in die Sonne. Als er aber wieder aufschaute, war der Mund der jungen Frau aufgeschlossen, die Lippen erschwollen rosig, und ein Lächeln zitterte darauf. Sie sah ihn voll an. Vor lauter Verwirrung nahm er den Kneifer ab, zog sein Tüchlein aus der Tasche und begann die Augengläser zu scheuern. Da gab Ulmschneider seine Frau endlich frei.

Nach dem Kaffee besichtigte man den Garten. Einmal stand Fischer mit Frau Marianne allein vor einem großen künstlichen Fliegenpilz, um den eine Gruppe bärtiger Zwerge im Kreise lagerte.

„Sehr hübsch", sagte Fischer im Ernst.

Sie sah ihn fragend an. „Aber langweilig auf die Dauer." Sie schüttelte sich.

Ulmſchneider hatte unterdeſſen mechaniſch einen kleinen eiſernen Rechen ergriffen, mit dem er nun die Kieswege bearbeitete.

„Das iſt ſein Hauptvergnügen", erzählte Frau Marianne.

Fiſcher ſchwieg.

„Hören Sie die Möwen?" rief Ulmſchneider von irgendwoher.

Fiſcher ſchaute verwundert in die Höhe.

„Er meint es nicht ſo; er behauptet nämlich immer, das Kiesgeräuſch unter ſeinem Rechen gleiche dem Möwenſchrei. Ich habe manchmal geradezu Furcht vor dieſen Möwen."

Merkwürdig, dachte Fiſcher. „Ich vielleicht auch", ſagte er nun tatſächlich, ohne daß er recht wußte, wie er dazukam.

Frau Marianne wies mit dem Kopf nach ihrem Mann. „Aber mein Mann liebt das; er hat bald für nichts anderes mehr Sinn."

„Wollen Sie nicht auch einen Rechen, Herr Aſſeſſor?" rief Ulmſchneider.

„Ich danke", gab Fiſcher zurück.

Ulmſchneider ſchritt heran. „Wie finden Sie meine Wege?"

„Hübſch, hübſch", ſagte Fiſcher.

Ulmſchneider trocknete ſich Stirn und Hals. Der Beifall des Gaſtes reizte ihn von neuem; er zog Rock und Weſte aus, und während er nun, die dunkeln, trunkenen, kleinen Augen auf den Kies

geheftet, mit dem Rechen hantierte, als ginge es hier um das Heil der Welt, sah er wirklich sehr seltsam aus.

„Reichtum ist ein Unglück", sagte Frau Marianne, indem sie sich von ihrem Manne abkehrte.

„Das ist ein Wort, das mein Onkel Bertold einmal hören sollte", lächelte Fischer. „Denn er hält Ihr Haus nebst Garten schlechthin für ein Paradies."

Marianne lachte kurz. „Da denke ich mir das Paradies schon ein bißchen anders."

Sie schritten der anderen Gartenseite zu, und der Arm der schönen Frau streifte wie von ungefähr den seinen.

Fischer schwieg bestürzt.

Von drüben drang das schrille Geräusch des Rechens herüber.

„In der Tat beinahe wie Möwengekreisch", sagte er unwillkürlich.

Sie vergaß sich und brauste leise auf. „Krank werden kann man hier."

Sie standen wieder vor dem großen, glänzendroten Fliegenpilz.

„Gewisse Annehmlichkeiten bringt der Reichtum sicher auch", wandte Fischer ein.

„Möchten Sie reich sein?"

„Ich weiß es nicht recht."

„Da müßten Sie eben eine reiche Frau heiraten. Ein Assessor kann das leicht erreichen."

„Ein Aſſeſſor kann auch gottſträfliche Torheiten begehen", entgegnete er mit großer Überzeugung.

Sie lachte ihm jung und blühend ins Geſicht. „Das traue ich Ihnen ſchon gar nicht zu, nein, Ihnen ſchon gar nicht." Sie ſchob leiſe ihren Arm unter den ſeinen.

In dieſem Augenblick hielt der Rechen auf der anderen Gartenhälfte ruckhaft inne.

„Herr Aſſeſſor?" rief Ulmſchneider herüber, „ſehen Sie die Möwen dort?"

Fiſcher ſchaute hoch.

Tatſächlich wirbelte ein weißer Schwarm durch das nun von langgeſtreckten, ſchnellen Wolken zerriſſene Blau und ließ ſich ſchließlich kreiſchend auf den grünen Grund eines Saatackers nieder.

„Das bedeutet Sturm", ſagte Fiſcher nachdenklich.

„Gott ſei Dank", erklärte Ulmſchneider. „Mir iſt ſchon viel wohler; das iſt ſo richtig mein Wetter."

„Das meinige nicht", ſagte Frau Marianne froſtig.

Diesmal lehnte Fiſcher Ulmſchneiders neue Einladung auf den nächſten Sonntag entſchieden ab. Er nahm ſogar noch eine ziemliche Weile vor Abgang des Zuges Abſchied und zog es vor, noch allein in der Bahnhofswirtſchaft ein Glas Pilſener zur Ablenkung zu trinken. Hier las er die Zeitung, um andere Gedanken zu bekommen. Als die Kellnerin jedoch einen Teller mit Anſichtskarten vorbeitrug, wählte er ſich eine davon aus. Zuerſt ſchrieb er die Adreſſe an Irma. Hierauf lehnte er im Stuhl

zurück und überlegte, wie er ihr seine Nähe am geeignetsten kundgäbe. Es fiel ihm nicht gleich eine passende Wendung ein. Da schrieb er einfach, er habe nun sein Studium abgeschlossen und weile gegenwärtig zur Erholung bei einem Onkel, dessen Gut noch im Vorortsverkehr der Stadt liege. Mehr schrieb er für heute nicht. Dagegen fügte er seinem Gruß kurz bei: „Auf Wiedersehen", und setzte sogar noch einen Gedankenstrich dahinter.

Die folgenden Tage widmete Fischer ganz der Feldarbeit. Diese Bewältigung des Körpers, ohne die hier nichts gelang, war nun doppelt willkommen, wirkte doppelt erfrischend, kräftigend, befreiend. Hatte man nicht eben mit Ablegung der Staatsprüfung seine Freiheit erlangt und sich die Tore in die Zukunft geöffnet?

Und nun sollte er durch bloße Spiele seinen Weg verlieren?

Nein, die Wege mußten offen bleiben.

Gerhard Fischer kehrte gerade vom Acker zurück. Ein heftiger Schneeschauer hatte ihn gezwungen, die Arbeit abzubrechen. Graue flatternde Strähnen und wirbelnde Schwälle rasten über die Felder. Die Ferne war ausgelöscht, der Möwenschrei überschrill.

Fischer hatte eine eiserne Gabel geschultert. Die Nässe drang durch seinen Hut und lief ihm trüb über Stirn und Schläfen.

Als er in den Hof trat, stand Ulmschneider unter der Traufe. Er trug einen hellen, steifen Filzhut

und hellen Überrock. Onkel Bertold ſtand barhaupt neben ihm. In der offenen Haustür lehnte Frau Marianne am Türpfoſten. Neben ihr ſtrahlte die Baſe; verſchämt vor Glück rieb ſie die Hände in der Schürze.

Ulmſchneider hatte eine neue Fuhre Torf beſtellt.

Unwillkürlich ſetzte Fiſcher den Kneifer auf. Sein Blick flog verwirrt von einem zum anderen. Seine Beine wurden ſchwer, der freie rechte Arm, den er zum Gruß erheben wollte, hing ihm feig am Körper herunter.

Auch Frau Marianne hob nun wie in zärtlichem Mitleid ihren Blick weg.

Da zog Fiſcher endlich den Hut.

Ulmſchneider grüßte überſchwenglich: „Heut kommen Sie aber fein mit uns; wir wollten Sie geſtern ſchon für den Abend abholen.“

Fiſcher war wie aus den Wolken gefallen.

„Der Onkel weiß bereits alles“, fuhr Ulmſchneider fort, indem er Fiſcher beim Arm faßte. „Wir haben Waldmeiſter zu einem Trunk aus der Stadt beſorgt. Wir haben uns ordentlich gelangweilt die Tage her.“

Fiſcher ſtarrte verdutzt in Ulmſchneiders trunkene Äuglein.

„Iſt's nicht ſo, Marianne?“ fragte dieſer, ohne den Ärmel freizugeben.

Fiſcher wagte nicht, ſie anzuſehen.

„Ei freilich“, lachte ſie leiſe verwirrt.

Ulmſchneider führte Fiſcher am Arm durch die Tenne.

„In fünfundzwanzig Minuten fährt der Zug; das reicht gerade noch zum Umkleiden. Keine Ausrede, bitte; unſer Tiſch iſt gedeckt; Sie haben Hunger und Durſt. In vierzig Minuten ſitzen wir zu Tiſch.“

Auch der Onkel und die Baſe drängten ihn lachend und glücklich, bis er einwilligte.

Im Zug ſaß Fiſcher neben Frau Marianne. Ihm gegenüber glänzten die ſeltſamen ſchwarzen Äuglein Ulmſchneiders. Es war wie eine Entführung, wie der Anfang eines Romans, ohne daß man das geringſte dazu tat. Fiſcher war ganz benommen.

Der Himmel kluftete blau. Das zarte Grün der flachen Äcker glänzte warm und wonnig. Möwen von unendlichem Weiß ſaßen in großer Ferne ſtarr darauf. In den rätſelhaften Augen Ulmſchneiders ſpielten irre Lichter. Wahrhaftig, man träumte am hellen Tage wie damals in den Knabenjahren. Man hatte zu viel und zu lange ſtudiert, allzulange über die Frauen hinweggeblickt. Nun kam der Rückſchlag. Fiſcher lächelte mit Gewalt. War man denn nicht jung? Hatte man denn nicht wie die anderen alle ein Recht auf ein bißchen Romantik? Was war denn dabei, wenn er einer ſchönen Frau zu Gefallen auf die Launen eines wunderlichen Mannes einging?

„Wir bekommen trockenes Wetter“, ſeufzte Ulmſchneider plötzlich. „Vielleicht trete ich dieſen Sommer

ebenfalls bei Ihrem Onkel ein", fügte er mit leiſer Verzweiflung bei. „Das imponiert mir, dieſes Bauerngeſchäft. Was halten Sie davon?" Er drückte den Goldknopf ſeines Stöckchens ans Kinn.

Fiſcher lächelte ihm zu wie einem Kind.

„Ich habe mit Ihrem Onkel bereits darüber geſprochen", fuhr Ulmſchneider fort.

„Was hat er gemeint?"

„Er hat gelacht, aber er wird noch ſehen, daß ich Ernſt mache. Was ſagſt du, Marianne?"

„Wie du willſt", ſagte ſie leichthin.

Man tafelte reichlich und lange.

Ulmſchneider ſaß halbverſunken in einem tiefen, geblümten, linden Seſſel. Er war heute wirklich ganz unberechenbar. Er trank haſtig und überreichlich und rauchte in einem fort. Offenbar hatte er einen ſehr kritiſchen Tag. Doch wirkte ſeine Laune im ganzen harmlos. Nur einmal, als ſeine Frau ihm in einer übrigens durchaus nichtigen Sache — es handelte ſich um einen Waſſerhahn außen im Garten — nicht beipflichtete, loderte eine jähe, gefährlich raſende Flamme aus den rätſelhaften Augen des Mannes.

Doch die ſchöne junge Frau überſah es abſichtlich und wartete froſtig, bis er ſich verziſcht hatte.

Schließlich war Ulmſchneider völlig betrunken.

Frau Marianne ſchenkte ihm längſt keine Beachtung mehr, ſondern widmete ſich ganz ihrem Gaſte. Sie war in dieſer Rolle einer unglücklichen Frau doppelt anziehend.

Ulmſchneider ſchlief in ſeinem Seſſel, indem er mechaniſch den Atem in leiſen Stößen durch die gerundeten Lippen blies. Sein gerötetes Antlitz ſchimmerte fettig.

Fiſcher mußte beinahe lächeln.

Marianne fing ſeine Laune auf. Sie ergriff ihr Weinglas und ſtieß leiſe mit ihm an. „Das bin ich ſo gewohnt", ſagte ſie, nachdem ſie getrunken hatte.

Fiſcher warf einen zweifelnden Blick auf den Schläfer.

„Man könnte ihn auf den Markt tragen und ihn dort verkaufen. Ich habe ihn auch ſchon die ganze Nacht über ſo im Seſſel ſitzen laſſen."

„Ja, der Wein", ſagte Fiſcher ratlos.

„Es iſt nicht nur Wein; er hat zu viel Geld und keine Arbeit."

Sie ſprach nun über ihn wie über einen Fremden.

„Und doch träumt jeder einmal von ſolchem Glück."

Sie lächelte ihn neugierig an.

„Sogar von einer goldbepflaſterten Brücke habe ich einmal geträumt", ſagte er verwirrt.

„Ei, ſchau", ſagte ſie lebhaft. „Da waren Sie wohl verliebt?"

Er nickte.

„Unglücklich?" fragte ſie.

„Nicht einmal", gab er kopflos zur Antwort.

„Erzählen Sie doch", bat ſie eindringlich.

Fiſcher zuckte die Achſeln. „Ich bin ihr ſozuſagen ſpäterhin untreu geworden, das heißt, ſie hat es vielleicht weder anders gewollt noch anders verdient; im übrigen hatte ich mit meinem Studium zu tun, ſo daß ich für Liebe und dergleichen überhaupt keine Zeit hatte."

„Das iſt aber ſtark", erklärte ſie entſchieden.

Er ſtockte.

„Erzählen Sie doch, bitte", fuhr ſie fort.

„Ich habe alles erzählt", entgegnete er ermattet, „ich würde Sie nur langweilen."

Aber nun erhob ſie ſich und ſetzte ſich mit einem Seitenblick auf den Schläfer im Seſſel aufs Sofa. „Darf ich bitten?" Sie lud ihn ein, an ihrer Seite Platz zu nehmen. Alsdann rückte ſie ein kleines Tiſchchen herbei und ſtellte den Wein darauf.

Mit unſicheren, ſeligen Beinen folgte er ihrer Aufforderung. Aus lauter Verlegenheit ſetzte er ſofort zu einem kräftigen Schluck an. „Wiſſen Sie, warum mich das ſo intereſſiert?" fragte ſie ihn.

Er ſetzte ſein Glas ab.

„Nein", geſtand er ehrlich.

„Weil es mein eigener Roman iſt, den Sie mir da erzählen. Denn mich hat auch einmal einer ſitzen laſſen, aus dem ganz nüchternen Grunde, weil er eine Großhändlerstochter haben konnte und die nötige Gewalt gegen ſo viel Geld nicht aufbrachte. Er hat dann, nachdem er verheiratet war, mich beſucht und mir ſeinen Jammer vorgeweint; denn er

hat eben beides haben wollen, die Liebe und das Geld."

Sie rückte dicht gegen ihn heran.

„Ich habe ihn aber heimlich photographieren lassen, wie er auf den Knien vor mir lag und ihn dann hinauswerfen lassen; das Konterfei aber habe ich seiner reichen Frau zugeschickt." Sie wies mit dem Kopf auf den schlafenden Ulmschneider. „Ich habe dann gleichfalls einen Reichen geheiratet; denn ich glaube fast, wir sind und bleiben das, was unsere erste Liebe aus uns macht"

Fischer schwieg verblüfft. Aber Marianne legte ihre Hand auf seinen Arm und sagte mit einem geringschätzigen Blick auf Ulmschneider: „Er schliefe entschieden besser in seinem Bett. Wollen Sie mitanfassen?"

Fischers Blut schlug in Wirbeln durcheinander.

Doch Marianne hatte bereits eine Tür geöffnet, die Lichter angedreht und ihren Mann schon unter den Schultern gefaßt.

Da sprang er rasch auf und packte den Schläfer behutsam um die Beine. „Wenn er erwacht?"

„Er erwacht nicht", sagte sie bestimmt.

Sie trugen ihn durch ein reich ausgestattetes Zimmer mit Messingbettstelle und blauer Seidendecke.

„Hier schlafe ich", sagte sie.

Im nächsten Raume stand dieselbe Messingbettstelle mit derselben Seidendecke.

Hier legten sie den Schläfer nieder. Marianne

zog ihm Kragen, Joppe und Schuhe aus, nahm ihm Uhr und Kette ab und warf die blaue Seidendecke über ihn her.

Unwillkürlich blickte Fiſcher zur Seite.

Alsdann drehte ſie das Licht ab. Sie nahm ſeinen Arm. „Und nun erzählen Sie mir alles ausführlich, ja?“ bat ſie heiß.

Eine ſüße Willenloſigkeit bezwang ihn.

Marianne bemerkte ſeine Unſicherheit. „Hübſch, nicht wahr?“ lächelte ſie. Sie ſtanden in Mariannens Zimmer.

Er brachte kein Wort zuwege.

Da zog ſie irgendwo eine Schublade heraus und entnahm derſelben eine grüne Kaſſette, die ſie mit weichen, weißen Fingern eröffnete. Die Kaſſette enthielt mehrere Fächer, die alle bis an den Rand mit Goldſtücken gefüllt waren. Es mochten verſchiedene tauſend Mark ſein. Jedenfalls hatte Fiſcher noch nie eine ſolche Summe toten Goldes auf einmal vor Augen gehabt.

„Sehen Sie?“ Marianne machte eine geringſchätzige Gebärde. Wegwerfend und zugleich einladend und ermunternd hielt ſie ihm die Kaſſette vors Geſicht.

Fiſcher verſtand nicht gleich.

„Iſt's nicht ſo, daß die erſte Liebe aus einem macht, was ſie will?“

Er fand keine Antwort. Betäubt ſtarrte er auf all das Gold, deſſen Gleißen ſeine Augen überſchwemmte.

„Sie haben ja nie im Ernſt von einem Weiherſchloß mit Goldbrücke geträumt", ſagte ſie leiſe verſtimmt und dunkel.

„Doch", erklärte er aufrichtig.

Sie nahmen ihre alten Plätze ein.

„Iſt dieſes Lieb von damals nun verheiratet?" fragte ſie lächelnd.

„Noch nicht", ſagte er.

„Liebt ſie einen anderen?" beharrte ſie.

„Ich weiß nicht", antwortete er unſchuldig.

Sie ſchlug ihn lachend auf die Wange. „Sie treiben Spott mit mir."

„Im Ernſt nicht", ſagte er zitternd und tonlos.

Er trank einen Schluck Wein.

„Stoßen Sie nicht mit mir an?"

„Verzeihung", ſagte er kopflos.

Ihre Gläſer klangen zuſammen.

„Wenn ſie nun hingeht und wirklich das Schloß ſucht, daß Sie ihr im voraus geſchenkt haben?" ſagte ſie neckend und doch ſeltſam.

„Meinetwegen", entgegnete er ſpöttiſch.

„Sie ſind köſtlich unſchuldig", lachte ſie und lehnte ihre Wange gegen ſeine Schulter.

Er rührte ſich nicht; er war völlig überwunden, an ſie verloren für alle Ewigkeit, dünkte ihn.

Da nahm ſie ſeinen Kopf in ihre beiden Hände und küßte ihn heiß auf den Mund.

Als Fiſcher am anderen Morgen mit dem erſten Frühzug daherkam, lobte ihn der Onkel lachend, und die Baſe ſagte: „Nun, wie war's? ſchön?"

„Wie es eben bei reichen Leuten ſo iſt", ſagte er ausweichend.

„Ja, ein Aſſeſſor hat gut machen", protzte der Onkel. „Wenn ich zehn Buben hätte, müßten alle zehn Aſſeſſor werden."

„Lieber nicht", ſagte Fiſcher vor ſich hin und begann die Holztreppe hinaufzuſteigen, um in die Werktagskleider zu ſchlüpfen.

Dieſes Freiluftleben mußte man entſchieden gewohnt ſein. Vielleicht war es doch nicht ſo gut geweſen, daß er der Einladung des Onkels Bertold Folge geleiſtet hatte, vielleicht wäre eine kleine Reiſe tunlicher geweſen. Hier aber roch die Luft gleichſam nach Schickſal.

Indeſſen vergingen doch einige Tage ohne beſondere Zwiſchenfälle.

Am vierten Tage aber trafen auf einmal gleich zwei Briefe ein. Fiſcher ſtieg auf ſeine Kammer, um ſie zu leſen. Die Handſchrift des einen war ihm bekannt. Eine dunkle Welle ſchlug ihm um die Bruſt. — Das andere Schreiben war in einem gelbbraunen Umſchlag. Auf beiden Adreſſen wurde er als Aſſeſſor angeredet. Er riß den Blick gewaltſam weg und ſchaute erregt durchs kleine Fenſter. Breite Sonnenſtreifen glitten über die Fluren, Wolkenſchatten

jagten ihnen nach, grellerhellte Giebel eines fernen Dorfes blitzten auf, Möwenschreie zerrissen die Luft. Fischer war erregter denn je.

Was Irma wohl schrieb?

Wahrscheinlich lud sie ihn ein zu kommen. Sie war sicherlich nicht wenig erstaunt, ihn so in der Nähe zu wissen. Ob sie wohl noch im Ernst mit ihm rechnete? Jedenfalls war er froh darüber, daß er ihr zunächst keine eigentlichen, bestimmten Hoffnungen gemacht hatte. Er schluckte leer und säuerlich. Nun besah er den Brief und wog ihn auf den Fingern. Hoffentlich waren nicht gleich sechzehn Seiten und nicht gleich ein zerrissenes Herz darin. Ihr trinkender Vater fiel ihm ein, der unterdessen wohl gestorben war. Hatte er nicht eine gewisse Ähnlichkeit mit Ulmschneider gehabt? — Eine vorbeijagende Möwenwolke warf einen wirbelnden Schatten ins Zimmer. Ich hätte wirklich nicht hierher kommen sollen, dachte Fischer immer wieder.

Verwirrt öffnete er nun zuerst den gelbbraunen Umschlag.

Frau Marianne schrieb, sie werde morgen in die Stadt fahren und werde allein sein. Sie nannte den Zug und schrieb ihm, sie werde mit dem Schirm ein Zeichen geben.

Flammenwirbel stoben aus diesen wenigen Zeilen. Ein kleiner Wandspiegel warf sein Bild zurück, blaß und verzerrt. Er versuchte zu lächeln. Haben andere junge Männer nicht soundso viele solcher Abenteuer

erlebt? Er ſtopfte die Hände in die Hoſentaſchen. Draußen ſchrien die Möwen. „Ja, ja," ſagte er höhniſch, „Möwen haben immer ſo geſchrien; ſeit die Welt ſteht, haben ſie ſo geſchrien. Man kann ihr Gekreiſch ebenſogut als Sang empfinden, wenn man will. Habe ich zu Hauſe nicht hundertmal und tauſendmal ihren Konzerten zugehört, ohne irgend etwas dabei zu denken. Gefüttert, jawohl gefüttert habe ich ſie ſoundſo oft am Bodenſee oben."

Sofort erbrach er nun den Umſchlag Irmas. Es lag eine Verlobungskarte darin, dazu noch eine ſchon älteren Datums. Ihr endgültiger Bräutigam hieß Aichelin. Er war Fabrikbeſitzer.

Wie vernichtet ſtand Fiſcher mitten in der Kammer. Die Luft war auf einmal eiſig, hohl, totſtumm . . .

„Wo biſt du nun, Möwenvolk?" lachte er erzwungen, „ſo ſchrei doch!" —

Als der kleine Zug mit der kleinen Maſchine, deſſen Stirn auf einer weißen Tafel den Namen der Stadt trug, ſich näherte, ſtand Fiſcher nun doch am Bahnhof. Er trug einen blauen Anzug und hellgrauen Überrock. Sein Puls ſchlug ſelig. Es half alles nichts, er war rettungslos verliebt.

„Vorſicht", ſagte der Stationsleiter. „Der Schnellzug kreuzt heut hier."

Hoffentlich wagt ſich Marianne nicht zu weit heraus mit ihrem Schirm, dachte Fiſcher blitzſchnell.

Von Oſten her tobte ein dunkles Ungetüm. Aus der entgegengeſetzten Richtung kroch der kleine Vor-

ortszug mit der kleinen Maſchine und der weißen Tafel darauf heran.

Fiſcher winkte von weitem mit langem Arm. Doch ſchon ſah er Marianne auf die Plattform treten und ihren Schirm hochheben. Sie erblickte ihn ſofort. Fiſcher ſchrie aus vollſter Lunge. Das Züglein fuhr langſam ein. Marianne ſtarrte ihn fragend an, ſie ſchwang den Schirm und begann lächelnd niederzuſteigen. Wie eine Braut war ſie in dieſem Augenblick. Fiſcher ſchrie, was er konnte, und ſtürzte, als alles nichts half, ihr ſchließlich entgegen, um ſie zurückzuhalten. Aber da fegte jählings ein eiſiger Luftzug heran. Zerriſſene Rufe wirbelten wie Fetzen linkshin und rechtshin. Marianne ward todblaß. Da ſpannte Fiſcher mit übermenſchlicher Gewalt ſeine Arme aus, um ſie zu ſchützen. In dieſer Sekunde durchmaß er ſein ganzes Leben und darüber hinaus... Nun lächelte ſie ihm entgegen, glühend und glücklich. Da preßte er ſie an ſeine Bruſt ... Möwen ſchrien am Himmel, Lerchen fielen darein. —

Der Nahzug hielt an. Der Schnellzug raſte weiter. Die Wagen entleerten ſich. Man rief nach einem Arzt. Aber auch ein Arzt hätte die Toten nicht erwecken können. —

Onkel Bertold ſchritt langſam hinter dem Pflug dahin. Es ging ſo bedächtig und friedſam, als ſtünde alles aufs beſte in der Welt. Möwen umkreiſten ihn und ſetzten ſich behutſam auf die nährende Scholle. Er hörte die Rufe ſeiner Frau lange nicht,

die quer über das Ackerfeld rannte, um ihm das Geschehene zu melden.

Ulmschneider bearbeitete unterdessen die Kieswege mit dem eisernen Rechen. Heute war die Luft nach seinem Geschmack. In kurzer Zeit mußte der Föhn losbrechen. Dann hatte sein Blut endlich die Welt, die es brauchte.

Die rote Bluſe im Neugarten

Unmittelbar vor unſerm Haus breitet ſich eine bis an die Mauern heranfließende Raſenfläche aus. Daran ſtoßen weite Felder; an deren Rand dunkelt der Wald. Wir können vom Fenſter aus mit bloßem Auge die äſenden Rehe vor dem Walde zählen, können im Winter vom Hunger hergetriebene Rebhühnerketten dicht bei unſerm Gartenzaun betrachten. Das Haus ſteht am äußerſten Saume der Stadt. Wir müſſen auf die eine oder andere Bequemlichkeit verzichten, deren ſich die Bewohner der inneren Stadtteile erfreuen, wo die Warengeſchäfte ſtehen und die Brunnen plätſchern, aber dafür blaut uns die Freiheit, die friſche Luft, die Weite ringsum.

Wir haben die Wohnung im Sommer gemietet, da die Raſenfläche ihr wonnigſtes Antlitz zeigte, und wir ſind wohl vornehmlich der Wieſe wegen gerade auf dieſes Haus verfallen. Einmal iſt denn auch der Frühling über den Anger geſchritten, Schmetterlinge haben ſich über enzianblauen Flecken, über ſüßem Maßliebchenſchnee, über ſtrahlendem Primelgold geſchaukelt. Bienenſcharen haben die bunte Trift bevölkert, Hummeln als große, tönende dunkle Punkte ihre temperamentvolle, entſchloſſene Linie über

den wunderbaren Halmenwald gezogen. Schwüler Heuduft iſt in Wogen aufgeſtiegen.

Dann war alles zu Ende.

Die Wieſe gehört einem Herrn X., der ſie alljährlich an einen Herrn Y. verpachtete und im übrigen darauf wartete, bis der Baugrund den erſehnten Preis erreichte. Das intereſſierte uns nicht. Wenn einmal zu bauen begonnen würde und die Wieſe verſchwände, zögen wir aus; darüber brauchten wir nicht zu reden, das war ſtillſchweigendes Übereinkommen. Eines Tages hieß es, die Wieſe wäre unentgeltlich einem Vereine zur Verfügung geſtellt worden, der ſie wiederum als Gartenland an ärmere Familien abzutreten gedenke. Nun erfuhren wir auch den Namen des Beſitzers. Es war ein Herr J. B. Grotz.

Erſt erſchraken wir ein wenig. Dann verſuchten wir es, uns an das plötzliche Ereignis zu gewöhnen. Das war auf alle Fälle ſehr lobenswert von dieſem Herrn J. B. Grotz.

Wie wir hörten, würde der ſchenkende Verein für die Umzäunung der neuen Gartenfläche ſorgen, laufendes Waſſer einrichten, Saatkartoffeln zu billigem Preiſe abgeben, und der Bezirksgärtner Huttelmaier würde den Anbau leiten.

Wir hatten nicht viel Zeit zu weitern Betrachtungen. Zwar warf der Aprilzorn noch einmal einen ohnmächtigen Schnee darüber. Eine Traueranzeige meldete den Tod des Bezirksgärtners Huttel-

maier. Aber ſchon am übernächſten Tag erſchien deſſen Sohn mit kurzem Urlaub. Er brachte eine Maßſchnur auf einer Rolle mit und maß die Fläche aus. Eine Pflugſchar legte den Raſen um. Grenzpflöcke wurden eingeſchlagen. Zimmerleute traten an. Ein gewaltiges Klopfen und Hämmern erhob ſich aus der Stille. Ein gefälliger Zaun erſtand. Die Waſſerleitung ward gelegt, Zementtröge herbeigeſchafft; blitzende Verſuchsſtrahlen ſchoſſen in die Becken. Eine Gruppe von Männern und Frauen ſammelte ſich am Eingang: die Teilung der ewig ungeteilten Erde begann. Arme mit zeigendem Finger löſen ſich aus der Gruppe. Sonderwünſche wandern über die Fläche: „Die Ecke dort wäre mir die liebſte; hier gleich am Zaun ließe ſich eine Ruhebank erſtellen; dort läge man näher beim Brunnen, hätte zwar etwas Häuſerſchatten; dort ſäße man zu dicht beim Eingang.“ Doch das Los entſcheidet, alſo das Glück, der Zufall, der Fall der Würfel, das Schickſal im kleinen wie im großen, die Fügung einer unergründlichen Vorſehung.

Der Gärtnersſohn gibt die erſten Anleitungen. Alsdann ſucht man ſein gewonnenes Stück Erde auf, ſtellt Vergleiche an, nickt befriedigt, ſchluckt den einen oder andern Wunſch gewaltſam hinunter, überlegt den Anlageplan: hier ein Weg und dort ein Weg, hier Kartoffeln, dort Möhren, Wirſing, Bohnen und Erbſen. Schaufel und Hacke werden eingekauft. Die Ausgabe ſchmerzt ein wenig; aller Beſitz bringt

Sorgen. Frühzeitig legt man ſich heute zu Bette. Man will morgen beim erſten Hahnenſchrei vom Lager ſpringen. Die Nacht verrinnt ſanft unter lockenden Träumen vom jungen Garten. Nun hat man wieder einmal ſüß geſchlafen, ſeine Not und alle Sorgen für eine ſelige Weile vergeſſen können. Ein kleines Stück Erde, das einen perſönlich anging, nahm die ganze Traumkraft in Anſpruch. Schon ſchoß das Gemüſe empor. Zarter Salat hatte ſich gekopft, rote Bohnenblüten flammten im Windblau, Rettiche von nie erhörter Größe verrieten ſich unterm Blättergrün, ungeheuerliche Sonnenblumen leuchteten vom Zaun, dunkle Roſen glühten am Rand der Beete. Man hatte einen neuen, glanzweißen Tiſch erworben und prachtvolle Korblehnſtühle erſtanden. Man tafelte ganz wie die Reichen, trank Rheinwein, aß Kuchen und rauchte Importzigarren von fabelhafter Größe und Güte . . . Doch da raſſelt der Wecker. Sofort geht's heraus. Seit langem iſt man nimmer ſo früh und ſo leicht aus den Federn gekrochen. Ob man wohl der erſte am Platze ſein wird? Der erſte kann immer nur einer ſein. So war man für heute wenigſtens der dritte. Unter Umſtänden würde man den Wecker eben vorrücken . . .

Der Garten belebt ſich. Frauen in hellen Kopftüchern, barfüßige Buben und Mädchen erſcheinen. Männer kommen und hängen Rock und Weſte am Zaun auf. Spaten blitzen im Blau. Dunkle Erde

fliegt aus den Schaufeln. Spitze Ellbogen bewegen sich automatisch. Flirrende Strahlen schießen aus bunten Gießkannen. Um Mittag verebbt das Treiben. Am Abend, nach Geschäftsschluß, ist hier Hochbetrieb. Einige der benachbarten Grundbesitzer kannten wir schon nach wenigen Tagen.

Der dicke gemütliche Alte mit den himmelblauen Äuglein, dessen Land unmittelbar an die uns nächstliegende Zaunseite stößt, heißt Kölle. Er hat rotes, kurzgehaltenes Haupthaar, das indessen über dem rosenroten Antlitz geradezu brandgelb wirkt. Er hat sich als erster eine Bank am Zaune zurechtgezimmert. Herr Kölle taucht etwa um die achte Stunde auf, um zehn Uhr bringt ihm seine Frau einen Krug Bier nebst Imbiß, um elf verläßt er den Schauplatz. Am Nachmittag läßt er sich durch einen gedungenen Jungen ersetzen, der mit dem bloßen Fuß den Spaten bezwingt und dem Kindervolk riesig imponiert, weil er nebenbei einen Staren zähmt.

Neben Kölles Gartenland arbeitet ein Fräulein Paula an der Seite ihrer Mutter. Paula trägt blauen Rock und rote Bluse. Eben geht der Gärtnerssohn wieder auf die beiden zu. Er erklärt ihnen zum soundsovielten Male, wie man den Rasen nutzbar unter den Humus gräbt. Dabei strahlt er über das ganze Gesicht. Er nimmt dem Fräulein Paula den Spaten ab, sticht wildfrisch drauflos und lächelt seltsam innig zu seinen rein ressortmäßigen

Erläuterungen. Sein Mund iſt weich und werbend, von einer lautern Gütigkeit verſchönt, und die Zähne blitzen ſelig unter dem dunkeln Bartſtreifen. Der blaue Gartenwind fährt dem Fräulein in die dunklen Haare, hebt eine verzwirbelte Strähne wie eine Aureole ins goldene Licht, umſchnürt die knappe Fülle des roſenroten Mieders, küßt den gebräunten bloßen Hals. Paula hebt ihr rotüberlaufenes Geſicht in holdeſter Verwirrung auf; ihr bebender Mund iſt halb geöffnet; ihre Blicke gleiten ſcheu und lauernd über den Garten hinweg; ſie geniert ſich ein wenig, daß der Gärtnersſohn ſich ſo befliſſen ihrer Sache annimmt. Ein ſtrahlender Zitronenfalter flattert wie eine betrunkene Sonne über das Gartenbraun. Kein Menſch außer dem Fräulein ſieht ihn. Das Gartenland beanſprucht alles Intereſſe.

Der Herr Jetter gleich nebenan iſt der Unverwüſtlichen einer. Er ſchreitet nimmer anders als mit geſenktem Kopf und gekrümmtem Rücken, die Blicke zärtlich auf die teure Scholle geheftet, die Arme für die nächſte Tat bereit. Sein Weib iſt von gleichem Schlag; ſie paſſen zuſammen wie ein Auge zum andern. Die weibliche Ehehälfte hat ein braunes, ſchmales Geſicht, aber volle feſte Arme und ebenſolche Waden. Ein Rudel Kinder umwirbelt ſie beſtändig. Sie ſchilt, mahnt, ſcherzt und meiſtert das Gezappel und hält gleichzeitig mit ihrem Mann am Beete Schritt. Hin und wieder zerrt der

Blauwind oder das kleinſte der Kinder an ihrer Schürze und nimmt die Kuliſſen vor dem grellvioletten Unterrock hinweg, daß die glührote Bluſe der Paula wie ausgelöſcht erſcheint.

Dem Angrenzer Bücheler ergeht es beſonders hart neben ſo viel angeborener, ungeſtümer Kraft und Tüchtigkeit. Sein Beet will nicht wachſen, die Schollenfläche nicht abnehmen. Er ſchwitzt beinahe Blut, ſein Antlitz iſt blaß und ſpitz. Er hat Rock und Weſte abgelegt, trägt ein neues Jägerhemd, hat aber Stehkragen und Krawatte anbehalten. Immer wieder muß er ſich erſchöpft auf den Spaten ſtützen und kopfſchüttelnd den unverwüſtlichen Jetterſchen Eheleuten zuſchauen. Nervös kraut er ſich im Haar, verweilt mit lächelnden Augen eine Weile auf der löblichen Bank, worauf der alte Kölle ſitzt und einen Krug an den Mund ſetzt, ſchiebt den Hut zurück, fährt mit der Hand über die Stirn und ſpritzt den Schweiß von den Fingern, ſtemmt die Rechte in die Lende, ſchlenkert die Beine in den Knien, macht eine energiſche Bewegung und greift ſchließlich mit erneuter, verzweifelter Tapferkeit ſein Schollenſtück an. Es geht hier nicht anders: der Rhythmus der Maſſe reißt alles unwiderſtehlich mit. Ordnung und Tempo empfängt der einzelne vom Ganzen. Nicht einmal der ſeßhafte alte Kölle darf ſeinem Krug die beabſichtigte Zeit widmen, und nicht einmal der Gärtnersſohn, der doch hier ſozuſagen als Direktor amtet, darf ſo oft, als er es gern möchte,

dem Fräulein Paula mit Erläuterungen an die Hand gehen. Ein ehernes Geſamtheitsgeſetz ſchwingt vom erſten Tage an über allem, prallt ſieghaft an die nächſten Häuſer und brandet hoch darüber hinaus.

Auch wir andern in der Nähe dieſes Neugartens ſind längſt nicht mehr Herr unſer ſelbſt; wir haben längſt die Wieſe vergeſſen und das Schauen aufgegeben. Wir haben ebenfalls Spaten und Harke aus dem Keller geholt, unſern Garten dem Neugarten angegliedert, deſſen gewaltigen Rhythmus übernommen und ihn an die nächſten Nachbarn weitergegeben.

Der Sonnenwind jagt ſchwelgeriſch über das köſtliche Stück Land. Der Garten leuchtet im vielfältigſten Gemüſegrün. Violen glühen an den Beeträndern; kommende Roſen träumen in den Knoſpen. Eine ziegelrote Zopfmaſche erſtrahlt im bewegten Blau. Der große violette Unterrockfleck der Frau Jetter reißt den Blick an ſich. Ein ſcharfer Luftwirbel dreht die Krawatte des Herrn Bücheler, daß die weiße Unterſeite aufblitzt. Verliebt ſtürzt ſich der Wirbel auf die blühende Bluſe der Paula, bricht ſich an einem hochgehobenen, gleißenden Hakenſtahl, brauſt ſchäumend auf, mengt ſich den Amſeln ins Blut, überſpringt die vollgrüne Wand der nächſten Baumreihe, wirft ſich ſteilauf und fegt die letzten Wolkengebilde aus der Bahn.

Eines Vormittags war keine Seele im Garten.

Die Trauerglocke klagte. Den Gärtnersſohn hatte irgendwo in der Ferne draußen ein jäher Tod ereilt. —

Aber ſchon am Nachmittag zeigte der Garten wieder ſein altes Gepräge.

Nur die rote Bluſe der Paula war ausgeblieben.

Verschollen

Solange wir Menschen sind, wird uns das Niederknieen wohl nie erspart bleiben. Das habe ich vor kurzem wieder erfahren müssen. Doch habe ich auch wieder die Überzeugung gewinnen dürfen, daß alles um uns her nur natürlich ist und ein jegliches Dunkel sich erschließen läßt, sobald nur der rechte Schlüssel dazu gefunden ist.

Ich war es also endlich satt geworden, die unermüdliche Regentrommel über meinem Schirm das ewig gleiche Lied singen zu hören und war vor dem schlechten Maienwetter zur Abwechslung einmal in eine Gemäldegalerie geflüchtet. Hier saß ich nun, vor einem der großen Bilder eines modernen Landschafters und hatte da in der Tat einen glückvollen Platz zum Ausruhen und Hinträumen erobert. Denn da strahlte ein goldgrünes Rapsfeld von einer im übrigen von Wolkenschatten verdunkelten Höhe, daß man hätte meinen können, die Sonne habe nun Fleisch angenommen und sei in Person zu ihren Lieblingen herniedergestiegen; ganz nahe im Vordergrunde aber prunkte ein großer blühender Kirschbaum, der einem die durstigen Augen zu Blutegeln machte und einen auf Viertelstunden selbst das Rapsfeld vergessen ließ. So saß ich denn und schaute

und ſchaute und träumte mich mit jubelnder Seele in eine von Menſchenhand nachgeſchaffene göttliche Welt hinein. Ah! welch ein ſüßer, leichter mouſſierender Duft von dieſen bluſtgebauſchten Zweigen fortquoll! Und wie die raſtloſen Bienen darin umgingen! Wie eine hochfeierliche, großartige Prozeſſion von fernen Betern klang mir ihr tauſendfaches Summen herüber. Und deutlich unterſchied ich die hellen, nahen Frauenchöre und die entlegeneren tiefen Männerbäſſe. Die wundervolle weiche Stimme einer einſamen Hummel aber klang wie der Ton einer märchenhaften Glocke.

Seltſam! und ſchon wieder kam mir jener verlorene Sohn in den Sinn!

Ich wehrte mich ärgerlich gegen die unzeitigen Abſchweifungen und ſtrengte mich an, darüber zu lächeln.

Denn was ging mich überhaupt dieſe Geſchichte an? Und was hatte jener vergebliche Jüngling überhaupt in meinem Gedächtnis zu ſchaffen?

*

Er war ein, wie man ſo ſagt, wirklich netter Burſche geweſen, und der mir ſeit lange bekannte Viktualienhändler Lambert Kächele und ſeine Frau Agnes hatten die roſigſten Hoffnungen auf ihn geſetzt und hätten auch das Geld dazu beſeſſen, ihren Hoffnungen auf die Füße zu verhelfen. Zwar war der Viktualienladen des Lambert Kächele von

Anſehen klein und ſtand ſchlicht und verwaiſt in einer ſtillen herzigen Seitenſtraße, und die Einnahmen erfolgten in der Hauptſache in Kupfer und Nickel, nichtsdeſtoweniger aber war er eine kleine, ſichere Goldgrube. Und der Inhaber durfte Jahr für Jahr einen ganz anſprechenden Reingewinn zu der bereits vorhandenen Hauptmaſſe hinzulegen. Und ſo war auch der dunkelglänzende blecherne Arm an einem Eckhaus der Hauptſtraße, der mit blendender, manſchettengeſchmückter Hand und großem, weithin ſichtbaren Zeigefinger auf den Viktualienladen in der Lindenauſtraße hinwies, kein Trug und kein Hohn, ſondern vielmehr eine Art Symbol für den tatſächlichen Rang der unanſehnlichen Firma Kächele. Daß der einzige Sohn Julius unter ſolch glücklichen Umſtänden gleich von Anfang an auf ein Gymnaſium verbracht wurde, verſteht ſich wohl von ſelber. Auch die Erlernung des Geigenſpiels und ein wohlfeiler Unterricht im Malen, den Julius ſpäter mit einigen Kameraden zuſammen bei einem penſionierten Zeichenlehrer genoß, waren nur natürlich und ſtandesgemäß. Als dann nach kleiner Weile das Gymnaſialorcheſter des Südviertels für die Eltern der Schüler und die Freunde der Schule ein recht gelungenes Hauskonzert veranſtaltete, hörte man die Geige des kleinen Julius ſchon ganz hübſch im Kranze ihrer Schweſtern mitreden. Und wenn man noch dazu das kurzhoſige Bübchen mit den tiefgeröteten Wangen und ſcheuen Augen betrachtete,

konnte man auch als Unparteiiſcher am Schluſſe von Herzen mitklatſchen und die Genugtuung der glücklichen Eltern mit Verſtändnis und Freude nachfühlen.

Drei Jahre ſpäter wurde Julius auf Grund eines artigen kleinen Aquarells mit einem Zeichenpreiſe bedacht. Und auch im Orcheſter nahm er nun einen immer ehrenvolleren Rang ein. Gegen das Ende der Gymnaſialzeit vollends war aus dem zagen, demütigen Geigenſtimmlein ein Organ geworden, das nun nicht mehr unbeachtet bleiben konnte, das keinen Glanz verachtete und den Beifall der Hörer lange nicht mehr als eine Huld bewertete. — — —

Des Bankbuchhalters Elſe, die zwei Klaſſen unter Julius ſaß, ſpielte damals auch immer mit. Und wenn die beiden allemal nach dem letzten Strich die Bogen abſetzten und die Töne in eine Unendlichkeit hinein verklangen, daß man es ſpürte, daß ſie nun Flügel hatten und man ihre Farbe empfand: dann umrauſchte im andern Augenblick die beiden Künſtler ein Beifall von Mitſchülern, Eltern, Couſinen, Onkeln und Tanten, daß ſie ſich wie von einem ſchweren Kranz von Roſen und Flieder und allen Düften umſchlungen fühlten. Einmal hatten ſie auch, wie von irgendwoher angetrieben, einander bei der Hand gefaßt und ſo verbunden den gewohnten Jubel entgegengenommen.

Nun beſuchte Elſe, auf Anregung des Viktualien-

händlers, auch noch den Malunterricht mit Julius zusammen. Ihr Vater, der Bankbuchhalter, der ein ziemlich bescheidenes Gehalt bezog und seine Einkünfte in der Hauptsache fürs Allernötigste verwenden mußte, hatte zwar anfänglich dagegen gesprochen, sich indessen nach einigem Kopfschütteln doch gerne für den süßen Stolz gewinnen lassen.

Julius konnte dann gerade noch seine Reifeprüfung unter Dach bringen, ehe Else, noch nicht ganz achtzehn, mit Muttergefühlen sich für eine Zeitlang von der Welt zurückzog.

Dem Viktualienhändler und seiner Frau wollte darob der Verstand entweichen, und der Bankbuchhalter wollte in die Erde kriechen. Die Familien eröffneten sogar einen höchst unzeitigen Kampf und bedachten einander mit heftigen Vorwürfen. Zuletzt aber wäre der Bankbuchhalter doch dafür gewesen, daß die beiden Kinder öffentlich und in aller Form die Ehe miteinander eingegangen hätten. Diesem Vorschlage widersetzte sich indessen die Firma Kächele aufs entschiedenste, ja der von neuem gekränkte Viktualienhändler ließ sogar durchblicken, daß die ganze Sache von seiten des Mädchens angesponnen worden sei, um eine Geldheirat zu erzwingen. Und die Familie Kächele zahlte also lieber eine entsprechende Abfindung, als daß sie zum ersten Übel noch ein zweites hinzufügte. Und selbstverständlich verstießen sie ihren gottlosen Sohn Julius, der ihnen diese Schande angetan hatte, mit ein wenig Bar-

ſchaft und vielen bitterlichen Vorwürfen in die Fremde.

„Und kannſt dir noch merken," ſagte der Vater Kächele zum Abſchied, „eine Todſünd' büßt ſich nicht etwa in einem Jahr oder anderthalb! komm alſo nicht wieder, ehe du dich nicht in meinen Augen ganz gehörig reingewaſchen haſt!"

Der trotzige Schaum des Jungen, der ſeinen Eltern gerade ins Geſicht ſagte, daß er die Elſe doch noch einmal freien werde, verſchärfte nur noch die Stimmung. Der Abſchied war alſo wirklich kein guter. — — —

Aber was ging mich eigentlich hier in der Gemäldegalerie dieſe Geſchichte an?

*

Julius war dann, wenn ich mich recht erinnerte, nach Berlin geraten. Wenigſtens trafen von dort aus nach einiger Zeit heimliche Briefe an die Mutter ein, worin er ſie um Geld beſtürmte. Die Frau Kächele half auch ein paarmal aus, doch da die Bitten kein Ende nahmen und Julius immer mehr forderte, beichtete ſie eines Tages ihre ganze Schuld dem Vater Kächele. Diesmal gab es einen faſt noch lauteren Auftritt als das erſtemal vor dem Sohne. Aber die Frau ſetzte es gleichwohl durch, daß ihr Kind Julius zum allerletztenmal einen größeren Zuſchuß erhalten ſollte, im übrigen aber wollte man fortan hart werden und nun nicht eher

verzeihen, bis der undankbare Sohn endgültig beſſere Wege einſchlüge und auf dieſe einzige Weiſe ein Wiederſehen ermöglichte.

Da ereignete ſich etwas ganz Ungeheuerliches: Der Wertbrief, um den die beiden Alten ſo lange geſchäumt hatten, kam wieder unverſehens zurück, und mit gleicher Poſt langte ein Brief an, worin Julius mit einem Schwall bitterer Worte, in der Art, wie ſie der Viktualienhändler Kächele im Zuſtande der Erregung zu handhaben pflegte, auf das Geld verzichtete. Den Alten wurde faſt ein wenig bange. Auf der andern Seite aber erblickten ſie in dem Vorfall eine Wendung zum Beſſern und freuten ſich ſchon im geheimen darüber und wiegten die Hoffnung, Julius werde jetzt gründlich in ſich gehen und in abſehbarer Zeit als gemachter Mann wiederkehren, dem man alles verzeihen und dem man dann zu guter Letzt das ſo zähe erworbene Geld und den Viktualienladen ſamt dem elterlichen Segen vermachen könne.

So warteten ſie zwiſchen Zweifeln und Hoffnungen über ein Jahr. Dann hielten ſie die Spannung nicht mehr länger aus und ließen nach vielen Unterhandlungen endlich einen zwar verhaltenen, aber ſehr herzlichen Brief an den Sohn abgehen.

Adreſſat verzogen, hieß es diesmal zu ihrem Schrecken.

In dieſer neuen Not überwanden ſie alle bisher geübte Feindſeligkeit und beehrten den Bank-

buchhalter nach jahrelangem Meiden wieder einmal mit einem Beſuche.

Doch auch damit war nichts gewonnen. Elſe war übrigens ſchon ſeit einiger Zeit an einen Gaſtwirt verheiratet und lebte behaglich und auskömmlich, und der Bankbuchhalter war heute weit davon entfernt, dem Viktualienhändler oder deſſen Sohn Julius irgendwie Übles nachzutragen. — — — In einigen Monaten brachte dann einmal ein Zigarrenreiſender die Kunde, er habe den Herrn Julius, allerdings in einem ſehr beklagenswerten Zuſtande, im Hamburger Hafen geſehen, ihn aber in der Eile leider nicht anreden können. Der Viktualienhändler Kächele wandte ſich alſo an die Hamburger Polizei. Doch die Polizei kam auch nicht weiter als er ſelber.

Nun bezahlte er eine weithin bemerkbare, flehende Anzeige in den Fliegenden Blättern, deren treulicher Abonnent er von Anbeginn geweſen, und verſprach demjenigen, der ihm irgendwelche Spur von dem vermißten Kinde brächte, vom Herzen hinweg eine namhafte Belohnung. Der Vorfall hielt allmählich die ganze Stadt und insbeſondere das Südviertel in Atem.

*

Doch wie geſagt, was ging mich heute dieſer verlorene Julius an?

Jetzt aber fiel mir plötzlich unter den zahlreichen, teilweiſe recht eleganten Beſuchern der Gemäldegalerie

ein ganz außerordentlich dürftig gekleideter, junger Menſch auf, der, wie von einem Verhängnis getrieben, unruhevoll von Gemälde zu Gemälde wanderte, die Bilder haſtig beſchaute, die Namen der Maler entzifferte und dabei immer wieder wie ein Irrſinniger vor ſich hinlachte. Der ſeltſame junge Menſch war wohl ſchon mehrere Male, ohne daß ich ihn eigentlich bemerkt hatte, an mir vorübergeſchritten. Die jammerwürdige Geſtalt mußte einem in der Tat aufs Herz gehen! Man konnte dem jungen Menſchen ja das Hemd durch die vertragenen Hoſen hindurch ſehen! Das Schuhwerk war übrigens von beſſerer Qualität und wies noch ein paar Zierknöpfe an den Seiten auf. Doch auch dieſe Schuhe waren zerriſſen und zerlöchert und ſchiefgetreten. Es war die leibhaft wandelnde Dürftigkeit hier unter ſo vielen wohlgeſtellten Menſchen. Das hübſche, blaſſe Geſicht, das aus einem dunkeln, verwilderten Barte aufſtieg, verſtärkte noch dieſen Eindruck. Jedenfalls aber war ich von einem ganz namenloſen Mitleid mit dieſem jungen Menſchen benommen. Und als er nun den Saal verließ und auf den zerriſſenen Schuhen die marmorenen Treppen hinabhaſtete, um in den Sälen des unteren Geſchoſſes ſeine ſeltſamen Studien fortzuführen, lief ich ihm heimlich nach. Richtig wiederholte er dieſelben ſonderbaren Gebärden und dasſelbe unheimliche, halb irrſinnige Lachen vor den Gemälden. Nun bemerkte ich auch, daß er eine Art kleiner Mappe unterm Arm mit ſich trug.

Als wir beide, einer hinter dem andern, die Gemäldeausstellung verlassen hatten und auf dem Bürgersteig der lärmenden Straße standen, zog ich mit einem plötzlichen Entschlusse mein Portemonnaie, trat auf den Fremden zu und sagte: „Sie, mein Herr, entschuldigen Sie, aber ich möchte Ihnen gerne eine Kleinigkeit überreichen. Nehmen Sie es mir, bitte, nicht übel, daß es so herzlich wenig ist, was ich vermag. Aber, bitte, nehmen Sie es gütig an."

Der junge Mensch betastete mich mit einem mir unvergeßlichen Blicke. Und es war mir, als sähe ich durch diese dunkeln Augen ein Licht zucken, das die Welt und alle Lebensrätsel blitzartig beleuchtete und bloßlegte.

„Für was denn?" sagte er dann, schon wieder verwandelt, und lachte sein irrsinniges Lachen.

„Für nichts," erklärte ich bittend, „aber seien Sie doch so gut."

Nun nahm er das kleine Geldstück dankend in Empfang. Und wieder zuckte jenes merkwürdige Licht in seinen Augen.

Dann aber drehte er sich weg und entfernte sich eilends.

Ich wandelte ebenfalls, in entgegengesetzter Richtung, nachdenklich meiner Wege.

„Sie, mein Herr! Verzeihung!" rief der junge Mensch plötzlich noch einmal zurück, „Verzeihung, ich gebe Ihnen was!" Und er griff in die kleine Mappe und brachte ein schmales Heft zum Vorschein,

das ich, ohne es zu beſehen, voll herzlichen und freudigen Dankes zu mir ſteckte. Und ich griff nochmals in meine leichte Börſe. Dann ſchieden wir wortlos voneinander.

*

Als ich jedoch eine Weile mit mir allein war, ward mir auf einmal ganz ſeltſam zumute. Es war mir, als hätte mich ein ſeltſames Licht getroffen, und als hätte ich nun auf einmal den Faden zu einem Geheimniſſe in der Hand.

Ich ſtürzte ſogleich in das nächſtbeſte Reſtaurant, verlangte vom Kellner einen Haufen Zeitungen und Zeitſchriften und blätterte darin wie ein Fiebernder. — — —

Die flehentliche Anzeige des Viktualienhändlers Kächele konnte ich nicht mehr auffinden. Aber bereits am folgenden Tag waren Herr und Frau Kächele, auf meine kurze Mitteilung hin, in der freudigſten Aufregung und Erwartung hierher geeilt. Und nun ſaßen wir zu viert, der alt und grau und müde gewordene Viktualienhändler, die weinende Frau Agnes, ein Polizeibeamter und meine Wenigkeit auf meinem Zimmer und beſprachen miteinander die ſeltſame Begegnung. Ich ſchilderte alles umſtändlich und zeigte das dünne Heft, die erſte Nummer der Zeitſchrift „Neue Menſchen", die ich von dem mutmaßlichen Sohne Julius erhalten hatte. Und wie wir ſo nach Rat ſuchten und die Zeitſchrift

durchmuſterten, fiel daraus unverſehens ein Blättchen Papier heraus, worauf die Schriftleitung eines bekannten Tageblattes dem Herrn Julius Kächele die dankende Eröffnung machte, daß ſie die freundlichſt eingeſandten Kunſtkritiken leider nicht zu verwerten in der Lage wäre. Wir atmeten alle hoffend auf. Nun hatten wir die unbedingte Gewißheit, daß es wirklich der verſchollene Julius geweſen. — — —

Schade, das Begleitſchreiben ging um mehr denn ein Jahr zurück. Wir liefen zur erwähnten Redaktion, zur damaligen Manſardenkammer des Empfängers und ſuchten und ſuchten und weinten. Leider vergebens.

Ein Frühlingsgang

Sie war eine Arbeitsfrau im Werktagsgewand, ohne Hut und Schmuck. Doch sie war die Königin im Eisenbahnwagen. Und niemand unter uns hätte ihr diesen Rang bestreiten wollen. Vielleicht nicht einmal die wenigen Damen, die aus Sparsamkeitsgründen gleichfalls hier Platz genommen hatten. Sie sprach mit ihresgleichen, aß ein Stück Bauernbrot und teilte sich mit einer Nachbarin in den Inhalt einer Bierflasche. Aber was sie auch tat, war veredelt, geadelt und aus dem Gewöhnlichen herausgehoben. Sie plauderte mit den andern vom Wetter, vom Markt, von ihrem Butterbrot, das heute das Mittagsmahl ersetzen mußte. Aber sie plauderte mit einer so angenehm natürlichen vornehmen Stimme, daß die Worte gleichsam nicht mehr das enthielten, was sie eigentlich ausdrücken sollten, sondern etwas anderes, Schöneres, Feineres, beinahe Poetisches. Auch eine echte, wirkliche Königin hätte ihr dies wohl vorbehaltlos, wenn auch wehmütig, zugestehen müssen. Wenn die Frau vollends mit den andern zusammen scherzte und lachte, konnte man ihre Krone leibhaftig erblicken, und man ward dann an alles, was hienieden schön und wunderbar ist, erinnert. — Dies Erlebnis war

ein gutes Wetterzeichen. Frohgeſtimmt entſtiegen wir dem Zug und wanderten, einen ſcharfen, treibenden Sonnenwind im Rücken, auf der hellen, gemütlich gewundenen Landſtraße hin, den ſanft gerundeten Rebenhügeln zu, wo ein neuer, wie erſt heute geſchaffener Sonnenſchein lag und wo hinter den roten Rändern der Mulden die erſten Kirſchenbäume grünweiß heraufſchäumten. Wir gingen langſam; denn wir wollten unſern fröhlich zugreifenden Sinnen heute keine Zügel anlegen, ſondern wollten den ſchönen Tag, ſo wie er ſich uns bot, in aller Ruhe und Andacht genießen und uns gleichſam zum voraus gegen jegliches Mißvergnügen wappnen, wenn wir etwa das eine oder andere Sehenswerte überſehen oder eine offenkundige Schönheit unbeachtet gelaſſen, wohl wiſſend, daß es weder frommt noch gelingt, das Schöne und das Glück mit ausgebreiteten Armen zu umſpannen. Das Spiel der flüchtigen Wolkenſchatten an den roten Weinhängen oben war jetzt beſonders prächtig. Und plötzlich ſtand da irgendein unſcheinbares, winziges Wingerthäuschen mit grellneuem Ziegeldach in ſo günſtigem, prunkendem Licht, daß es für ein paar Augenblicke als die wertvollſte Koſtbarkeit weitum erſchien und uns froh und dankbar erbeben machte, wenn wir unwillkürlich an unſer eigenes kleines Schickſal dachten. —

Am Wege her, im Straßengraben blühten goldene Schmalzblumen und Scharbockskräuter und reckten

Löwenzähne ihre Kronen aus dem hellen, vom Sonnenwind bewegten jungen Grün, das den ganzen Talgrund einnahm und bis zum Dorf an der Hügellehne vordrang. Wie prachtvoll dieser lichtgrüne Grund vom lenzblauen, von wunderlichen Wolken durchsetzten Himmel, von der roten Erde der Hügel, vom grauweißen Gischt der Kirschenschluchten, vom ruhigen Tiefblau einer fernen Jurawand abstach!

Radfahrer aus der Stadt fuhren an uns vorbei und schauten auf die Taschenuhr, ob die vorgenommene Strecke noch totzukriegen sei. Der Wind pfiff allmählich doch recht kräftig und griff voll und harfend in die Telephondrähte am Wege. Und wundervoll jagten nun die phantastischen Wolkenschatten über die roten Rebländer, über die vereinzelten rechteckigen, frischgrünen Kleeäcker, über die winzigen Wingerthäuschen und den glänzenden Kirschengischt dahin.

So schöne, feurig gelbe Narzissen wie in den kleinen, von Eisendraht umfriedigten Vorgärtchen dieses Weindorfes, durch das wir nun schritten, habe ich selten gesehen. Auch Levkojen in dunklem, schwerem Rot standen stark duftend dabei. Und schon schwankten zartbelaubte Rosenwipfel im blauen Wind und träumten von Sonnenglut und schwülen Nächten. Es wird wohl wahr bleiben: in diesen armseligen Gartenwinkeln und hinter den Fensterscheiben der Geringen und Enterbten mögen die Blumen am liebsten wachsen und ohne viel Pflege am seligsten blühen.

„Wie kommen wir am beſten zur Kirſchenſchlucht überm Hügel?“ frugen wir einen Dorfbewohner in Bluſe und Schürze, der mitten auf der Straße hinſchritt und einen großartig langen Schatten vorausſchickte.

An dem bezeichneten Haus mit dem grüngeſtrichenen hübſchen Giebelgebälk und dem geflügelten Engelkopf über der Tür biegen wir alſo nach dem Rebengelände ein. Und nun wird auch bald alles klarer und deutlicher. Die einzelnen Weinäcker, die uns eben noch wie unzählige zierlichſte Beete erſchienen waren, werden nun zu anſehnlichen ummauerten Stücken koſtbarer Erde mit geizigen Wegen und ſchmalen Steintreppen. Und die dunklen Geſtalten, über die wir noch eine halbe Stunde vorher im Zweifel waren, ob wir Menſchen oder lebloſe Gegenſtände vor uns hatten, treten nun ſcharf und klar aus dem Ungewiſſen heraus als Männer in blauen Bluſen und Frauen mit weißen flatternden Kopftüchern. Und faſt ſcheint es, als ſtünde der Tag mit uns im Bunde. Denn nun verſammeln und vereinigen ſich auch noch die letzten Wolkenreſte, und der runde roſige Hügel vor uns ſchwimmt nun in einem durch nichts geſtörten, fleckenloſen Blau. Am Hochrande aber ſinkt langſam eine große, haufige, lichtgeſättigte, wundervolle Dunenfracht den Kirſchenhang hinunter. Schon hören wir die Hauen aus den Weingütern klingen. Und bald ſtehen wir im Geſpräch mit dem erſten Weingärtner. Wir

wiſſen es ſchon lange, aber es iſt gut, daß wir es wieder einmal zu ſehen und zu hören bekommen, wie viel Schweiß und Rückenweh dazu gehört, und wie vielmal in die brennenden Hände geſpuckt werden muß, bis die Rebhäupter im Frühjahr aus dem Schlaf geholt und beſchnitten ſind, bis die rote Erde gefelgt und gehackt iſt und der Berg in Gottes Sonne und der Menſchen Erwartung ſteht. Gott ſei Dank, daß wir auch keine Faulpelze ſind und unſer Brot ebenfalls ſauer und redlich verdienen müſſen. Wir könnten heute ſonſt nicht beſtehen im Angeſichte dieſes Berges unverdroſſenſter Arbeit, aus dem jetzt die Hunderte von Hauen klingen und die unermüdlichen Rebſcheren zwicken. Noch liegen die Pfähle unberührt in Bündeln in den Stützen. Es muß alſo gepfählt werden. Und dann müſſen die Reben gebunden und ſpäterhin geheftet werden, und gegen Blattkrankheiten geſpritzt werden, dreimal, viermal vielleicht, und müſſen geſchwefelt werden. Und dann liegt immer noch viel, viel herbes Hoffen und dunkles Bangen dazwiſchen, bis es ans Herbſten geht. — —

So ſind wir, ohne recht zu merken, an Weinberg und Weinberg und Arbeit und Arbeit vorbei zur Kirſchenlehne gekommen. Es war auch Zeit, daß wir endlich oben anlangten. Zwar ſcheint die Sonne noch unvermindert, aber es ſteht auch ſchon ein blaſſer, leicht angeſchnittener Vollmond über den Hügeln im blauen Himmel, und der Weſtrand des

Kirschentales dämmert bereits im kühlen Abendschatten. Um so lichtvoller aber erscheint die vor uns liegende Hügelseite mit der berauschenden Schaumfülle blühender Bäume. Namentlich da, wo sich die Blütenbäume an den Saum eines dunkeln Waldes lehnen, wird der Glanz zu einem Augenwunder. Und ganz unwillkürlich erinnerte ich mich noch einmal an die längst hinter den Bergen niedergegangene große, lichtbefrachtete Wolke. Es waren förmliche Blütenballen und gleichsam auf dem Grün aufsitzende Wolkenballen, die wir nun unter und vor uns hatten, ein ganzer, besonnter Wald von Schneebäumen, deren volle Zweige wie gesegnete Hände in den überirdisch reinen Raum hinausstrebten und einen Duft ausstreuten, der Tragkraft zu haben schien. „Wie war das doch mit dem Propheten Elias im Alten Testament, der in einem Wagen in den Himmel gefahren?" fragte mein Freund ganz unvermittelt.

„Wie kommst du darauf?" lächelte ich ihn an.

„Ich weiß es nicht. Es fiel mir nur so ein." —

„Jedenfalls aber begreife ich nun den todwilden Eifer der Bienen", sagte er nach einer Pause wieder. — — —

Dankbar, langsam, schweigsam stiegen wir dann einen grasigen Feldweg hinunter, noch einmal an den roten Weinäckern vorbei, in denen die letzten Scheren zwickten. Im Dorfe unten aber kehrten wir in einem kleinen Gasthaus mit kranzumrahmtem, goldenem Schilde ein und tranken die gottgesegnete

Frucht der roten Hügel. Während der Nachtfahrt im Eisenbahnzug schliefen und träumten wir. Als ich aber einmal zwischenhinein die Augen öffnete, nahm mein Freund eben im Schlaf seinen grünen Filzhut vom Kopf, blinzelte den aufgesteckten blühenden Kirschenzweig wie verliebt an, bedeckte sich wieder, lächelte selig und schlief weiter. —

Da dachte ich unwillkürlich noch einmal an jene königliche Arbeitersfrau, und irgendeine rätselhafte Stimme begann in meinem Innern zu deuten und zu raunen: Sie ist ganz gewiß eine der wenigen Seligen auf dieser schönen Erde, die ihren ersten und einzigen Geliebten zum ersten und einzigen Mann bekommen hat.

„Wie tanzt Anneliese?"

„Ganz gut."

„Haben Sie auch einmal mit meiner Schwester getanzt?"

„Ja."

„Ihr Mann hat vorgestern verreisen müssen. Er ist zwei Drittel des Jahres auf Reisen. Ein solcher Mann wäre nicht nach meinem Geschmack. Aber er verdient viel Geld. Gott sei Dank hat Ferdinand seine Beamtenlaufbahn; er darf also tagtäglich bei seiner Frau zu Hause sein."

Wilhelmine lachte sehr verliebt, unschuldig schelmisch zugleich.

„Wie lange kennen Sie Ferdinand schon, Herr Karl?" fuhr sie fort, während sie sich kameradschaftlich an ihn schmiegte und unbewußt mit den Fingern seiner Hand spielte.

Karl dachte: Das könnte sie doch nachgerade wissen. Ein leiser Groll überlief ihn. Als er jedoch in demselben Augenblick Ferdinand erblickte, der treuherzig, hingegeben und doch ferngträumend am Arm der verheirateten stattlichen Frau Schwester hing und sich mit ihr gesetzesmäßig in der tanzenden Masse bewegte, mußte er sofort über

ſeinen ſonderlichen Unmut lächeln. „Wir ſind doch Schulkameraden von klein auf", gab er nun zur Antwort.

„Richtig, Ferdinand hat mir einmal davon erzählt", ſagte ſie hingegeben.

Die dünne Goldkette, die um ihren blendend reinen Hals lag, erblinkte unſagbar ſelig, wie aus tauſend Wundern, aus fernen Wunderwelten aufglimmend.

Karl Hergenröther legte wie von ſelber den Arm um ihre Lenden. War er nicht der Buſenfreund Ferdinands? Gehörte Wilhelmine alſo in gewiſſer Hinſicht nicht auch ihm?

„Das iſt rieſig nett von Ihnen, daß Sie ſo gut zu Ferdinand ſind."

Sie lehnte ſich zärtlich, erquellend an ihn. „Haben Sie nie Unſtimmigkeiten miteinander gehabt?" fragte ſie träumeriſch.

„Eigentlich nie", antwortete Karl Hergenröther aufrichtig. Und er dachte unwillkürlich: Wie könnte man auch Ferdinand etwas übelnehmen? Dazu iſt er doch viel zu harmlos, zu anmutig, zu fraulich. „Eigentlich gar nie", ſagte er noch einmal und wunderte ſich nun faſt ſelber darüber, daß gerade er, der ſchwerblütige Menſch, und dieſer blonde, kraushaarige Ferdinand mit dem weichen, roſigen Antlitz, den ſanften Augenbrauen, den vollen, roten Lippen, dem goldblonden, zärtlichen Bärtchen, den ſchönen, weißen Händen, treueſte

Freunde geworden und alle die Jahre über geblieben waren.

Wilhelmine ſchlang ihren Arm um ihn. „Das iſt rieſig nett", bemerkte ſie. Und unvermittelt und ahnungslos fügte ſie hinzu: „Sie ſind ja wohl auch gar nicht ſo ernſt und dunkel, wie Sie immer ausſchauen? Sie ſcheinen wohl nur ſo ſtreng und finſter neben Ferdinand." Sie lachte beglückt über dieſen Einfall. „Aber trotzdem müſſen Sie ſich heiterer geben, mehr lachen und mehr Lärm machen, ſonſt bekommen Sie nie das Mädel, das Sie verdienen." Sie ſchmiegte ſich von neuem warm, zärtlich, kameradſchaftlich und halb mitleidig an ihn. „Wollen wir tanzen", fragte ſie nach einer ſeltſam ſeligen Minute.

„Ja", ſagte Karl Hergenröther.

Der getäfelte Saal wogte in weißen und dunklen Flecken. Die elektriſchen Birnen der goldenen Kronleuchter glühten berückend. Eine meerhafte Weite floß durch den Raum. Die ſüßen Tonlinien der Violinen zerfloſſen trotz der getäfelten Wände in eine namenloſe Unendlichkeit. . . . Die dünne Goldkette auf Wilhelminens blendendem Halſe erflimmerte aus Sternenfernen. Manchmal ſtreifte ihn ein Strahl ihres gekräuſelten Haares. Sie überließ ſich ihm nun völlig. Ihr ganzes lichtes, zartes, heiter erglühendes Weſen, ihr kindlicher Liebesdurſt und all ihr Glück ruhte in dieſen namenloſen Minuten im Schoße ſeines Weſens. Er war benommen bis

in die letzte Faser seiner Seele, über das Leben, den Tod und den Himmel hinaus, über Freundschaft und alle Begriffe hinweg. Er war glücklich, soviel sein Herz es nur vermochte. In dieser Verfassung hätte man eigentlich sterben müssen. Das waren Augenblicke, die alles Bisherige und alles, was noch käme, allein lebenswert machten. Mochte nun die Erde in Trümmer gehen, mochten die Sterne übereinanderfallen, die Himmel nur menschliche Trugbilder sein, einmal hatte man doch die letzte Gewißheit erlebt, daß es etwas Unnennbares, Grenzenloses, Fernes, alle Sterne Übersteigendes gab und geben mußte. Ja, es gab todsicher ein ganz grenzenloses, für diese Erde durchaus unerschwingliches Urglück, ein Urparadies, einen Himmel, eine unendliche Liebe und Herrlichkeit, die in ihrer ganzen Fülle auf uns warteten. . .

Ferdinand nahm sein Lieb nach dem Walzer sofort wieder in Empfang. Er war ein Kind, er hatte nicht die leiseste Ahnung von dem, was vorgefallen war. Er suchte lachend das Antlitz der Geliebten. Sein rosiges Gesicht war voll Spannung und Glück. Er hatte tatsächlich während der wenigen Minuten, da er mit Wilhelminens Schwester zu tanzen verpflichtet war, Heimweh gelitten.

„Habt ihr euch gut unterhalten?" lachte er und sah Wilhelminen verzaubert in die Augen.

„Sehr gut", lachte sein Schatzkind unbefangen.

Dann zog Ferdinand die Geliebte mit ſich fort unter die wogenden Maſſen des verzauberten Saales. Und das Paar war glücklich, wie es nur Kinder vermögen. —

*

Warum er wohl heute nach ſo vielen Jahren dermaßen lebhaft an das Vergangene dachte?

Karl Hergenröther wanderte mutterſeelenallein durch ein weltverlorenes, kühles Waldtal. Ein Kuckuck läutete unabläſſig ſeiner Sehnſucht helle Glocke. Roſtbraune, feuchtſchimmernde Waldſchnecken krochen über den Weg. Wildtauben gurrten märchendunkel. Ein unſichtbares, von ſeltſam farbenen Dämmerlichtern umhuſchtes Quellwaſſer gurgelte, rieſelte, lachte, tropfte durch das ſchleiernde Grün der Erlen, Buchen, Eichen, Eſchen. Auf einem freien Sonnenfleck ließ ſich mit wundervollem Schwung ein ſamtdunkler Falter nieder.

Karl Hergenröther nahm den Hut vom Kopfe und wanderte langſam und aufrecht fürbaß. Er hatte heute noch ſeinen etwas bedächtigen, ſchweren kerzengeraden, leiſe wiegenden Gang, der ihn damals in der Jugend älter gemacht hatte als er war, ihn aber heute nach faſt zwanzig Jahren in demſelben Maße verjüngte.

Er nickte träumend vor ſich hin. Damals hätte das ganze Städtchen von der Wiederholdſtraße bis zum Stadtgraben die Hände für jenes wonne-

trunkene Liebespaar ins Feuer gehalten. Eine Zeitlang hatte man wirklich in den Kränzchen von nichts anderem mehr gesprochen als von diesen offenkundigen, überseligen Liebesleuten Ferdinand und Wilhelmine, deren Roman wie ein fabelhafter Rubin aus dem Grau des Alltags funkelte.

Der Ausgang des Liebesverhältnisses war allem Anschein nach dann viel zu gewöhnlich und herkömmlich gewesen, um nach all der erregenden Spannung länger und tiefer nachzuklingen.

Karl Hergenröther war bald nach jenem Ballabend in die Hauptstadt versetzt worden. Wahrscheinlich war die Freundschaft, die ihn und Ferdinand verband, doch nicht so ernsthaft gewesen, wie sie beide damals gewähnt hatten; sie hatten sich noch einige Male geschrieben, aber in Ferdinands Briefen, deren schöne Handschrift so merkwürdig zu seinem schönen Antlitz paßte, stand eigentlich nichts, was Karl Hergenröther irgendwie für schreibenswert erachtete. Kurz und gut, der Briefwechsel hörte in gegenseitigem, stillschweigendem Einvernehmen sehr bald eben völlig auf. Die Tatsache von der Verheiratung Wilhelminens mit einem reichen Sägewerksbesitzer erfuhr Hergenröther durch Zufall aus fremdem Munde, von einem Landsmanne, der sie erzählte, wie man diese alltäglichsten Dinge der Welt eben so erzählt und nicht wissen konnte, daß es auch Zuhörer geben konnte, denen das Herz im

Leibe und der Verſtand und alles, was der Menſch an Ewigem in der Bruſt hatte, ſtilleſtand. Wenn ihm damals erzählt worden wäre, der Bodenſee ſei in den Gotthard zurückgelaufen, ſo hätte er das leichter geglaubt. Er ſchrieb auch an Ferdinand ſofort einen von letzter Empörung flammenden Troſtbrief, den wildeſten und ſchmerzlichſten, den er je in ſeinem Leben zu ſchreiben fähig war. Aber nun kam eine neue Überraſchung. Ferdinands Antwort unterſchied ſich im Grunde eigentlich kaum von dem fremden Berichte. Die Zeilen waren ſauber gehalten, ſchön und tadellos wie ſein Antlitz und die bunten Kragenbinden, die er wohl heute noch trug. In einem gepflegten Stile teilte er mit, daß er den Treubruch dieſer Wilhelmine nun bereits verwunden habe und daß er ſpäter, ſo ſich Gelegenheit böte, eben gleichfalls zur Ehe ſchreiten werde. —

Hergenröther war wie vor den Kopf geſchlagen. Hatte er ſelber damals nicht ſein Tiefſtes und Höchſtes und Letztes einer Freundſchaft hingeopfert, die im Grunde nicht einmal eine war? Es war das Weltweh in ſeiner letzten Bitterkeit, das er von neuem auskoſtete.

Das gurgelnde Waldwaſſer ward immer lebendiger. An manchen Stellen rauſchte es ſchon ganz aus dem vollen. In der Ferne aber ſchrillte nun hin und wieder der ſchneidende Schrei einer Sägemühle in die Waldeinſamkeit herein.

Ein jähes Brennen griff dem Wanderer an die Bruſt.

Richtig, eben hier in dieſer Gegend konnte jene Mühle liegen. Er hatte ſich ſeinerzeit, als die Nachricht kam, um den Namen der Sägemühle, der ihm vollkommen gleichgültig war, nicht im mindeſten gekümmert. Auch Ferdinand hatte ihm, ſoviel er ſich erinnerte, nur geſchrieben, Wilhelmine habe ſich durch ihre Verwandten an einen reichen Sägewerksbeſitzer im Obergäu verkuppeln laſſen. Jedenfalls aber hatte er beim Antritt ſeiner dreitägigen Urlaubswanderung weder an Ferdinand noch an Wilhelmine gedacht. Nun hatten wohl die ſeltſam erregende Einſamkeit dieſes weltverlorenen Waldtales und der ſcharfe, ferne Schrei einer Säge ihn auf dieſe Gedanken gebracht. —

Ein Buchfink ſchmetterte ſeinen kraftvollen Sang in die grünen Hallen. An den Gräſern des Wegrandes hingen goldene und weiße Tauſonnen. Das Bachwaſſer toſte, als hätte es nun höchſte Eile. Die Säge ſchrillte immer durchdringender. Eingegrabene Namenszüge mit Jahreszahlen und verſchmolzene Herzen erſchienen auf der Rinde der alten Buchen links und rechts des Pfades. Schon blaute hin und wieder der Himmel in den Wald herein, und plötzlich wuchs ein großes, einſames Gut aus der Landſchaft.

Auf einem umzäunten, beſonnten Anger weidete

ſchönes, raſſereines Braunvieh, deſſen Glockenchoral wie die ſtammelnde Anbetung einer ſtummen, unerlöſten Gemeinſchaft die Einſamkeit beherrſchte. Am Rande eines Stauweihers ruhten ſchneeige Enten mit goldenen Schnäbeln träumend in der Sonne. Herbwürziger, ſtarker Harzgeruch aufgeſchichteter Stämme und Bretter ſchlug aus der Luft. Die Säge ziſchte hölliſch.

Dem Schild am Hauptgebäude nach zu ſchließen war dieſe Mühle obendrein ein Wirtshaus.

Unter einer hohen alten Eſche mit dickem, dunklem Stamm und hoher, ſchwebender, lichtſaugender Krone ſtand ein rotgeſtrichener Rundtiſch.

Karl Hergenröther ging erregt auf die Eſche zu. Zwar hatte er nicht die Gewohnheit, einen Frühtrunk zu tun, aber der heutige Tag rechtfertigte die Ausnahme.

An der Längsſeite des Hauptgebäudes fuhr ein großer Bernhardiner mit Gebell in der Kette hin und her.

Auf der ſteinernen Haustreppe erſchien ein großer Mann mit dunkelhaarigem Geſicht, allem Anſchein nach der Herr des Hauſes. Seine Wangen und Naſe erglühten in einem gleichſam aufgelegten Rot. Er ſtarrte ſtumm und verſonnen ins Freie, nickte dem Ankömmling leicht zu und verſchwand ſofort wieder.

Eigentlich bereute es Hergenröther nun doch, daß er Raſt gemacht hatte. Er ſtreifte ein paar

vom letzten Regen angeklebte welke Blätter von der Tischplatte, setzte sich auf die Lattenbank und legte den Hut ab; den Rucksack behielt er aufgeschnallt. So saß er aufrecht in einer sonderlich prickelnden Spannung da. —

Tatsächlich tauchte nun eine Frauengestalt in der Tür über der hohen Steintreppe auf. Sie war beleibt, hatte ein breites, volles Gesicht, blondes, über der breiten Stirn gekräuseltes Haar. Sie trug eine Hausschürze und helles, braungestreiftes Kleid.

Obwohl Hergenröther Wilhelmine eigentlich sofort erkannte, war er mit einem Schlage völlig ernüchtert.

„Was ist gefällig?" rief die Wirtin dem Gaste zu.

„Ein Viertel Wein, bitte", gab er zurück.

„Roten oder weißen?"

„Roten — nein, doch lieber weißen."

„Gut."

Die Wirtin verschwand in der Tür über der Treppe.

Hergenröther aber lauschte unwillkürlich dem Nachhall ihrer Stimme, und sein Ohr begann ein seltsames Suchen. War es möglich, daß ein Mensch sich derartig verändert hatte, daß aus jenem seligen Mädchen diese nüchternste aller Frauen geworden war? Ein würgender Schmerz bemächtigte sich seiner, eine unsägliche Ernüchterung griff ihm ans Herz. Er hätte aufschreien mögen — vor Auflehnung und Weltekel.

Die Säge schrillte Weltuntergangsgesänge. Die Wirtin trug den Wein auf einer silbernen Platte auf. Das wunderte ihn plötzlich über alle Maßen. Sie schritt trotz ihrer Körperfülle verhältnismäßig leicht die Steinstufen hernieder. Ihr Antlitz war stark gerötet und glich irgendwie dem ihres Mannes. „Grüß Gott!" sagte sie singend und gedehnt.

Hergenröther wandte ihr etwas unsicher sein Gesicht zu.

„Grüß Gott!" sagte er heiser. Aber da geschah etwas Unbeschreibliches.

Das Antlitz der Wirtin ward jählings blaß, war jählings ganz und gar verändert, gleichsam ein völlig anderes. Sie war alt, viel älter als sie vor einer Sekunde gewesen war, und doch jung zugleich, jung wie ein Mädchen, das ihr Glück sucht. Die feinen Furchen um Mund und Augen aber sprangen seltsam ergreifend aus diesem unbeschreiblichen Antlitz hervor.

Hergenröther starrte betroffen vor sich nieder.

Gleichwohl sah er noch, wie die Wirtin wankte, wie sie die Platte dermaßen ungeschickt auf den Tisch stellte, daß die beiden Gläser übereinanderstürzten, das volle über das leere, und wie der rote Wein vom Tisch tropfte (sie hatte also doch roten gebracht, dachte er noch). In der Haustüre aber tauchte gerade in diesem Augenblicke das dunkelhaarige, gedunsene Trinkergesicht ihres Mannes auf. Auch das beobachtete Hergenröther gleichzeitig neben

allem anderen. Ob nun ſeinetwegen oder Ferdinands wegen die Gläſer zerſprungen waren? Auch für dieſe Frage war in dieſem namenloſen Augenblick noch Raum.

„Bin ich ungeſchickt!“ ſagte die Wirtin nun aber ſingend, gedehnt, obenhin und herkömmlich. Und ſofort war die Welt wieder ſo nüchtern und alltäglich wie nur je einmal.

„So etwas iſt unſchwer gutzumachen“, bemerkte Hergenröther fremd und ſcherzend. Und er fügte hinzu: „Ich trinke nun doch lieber Weißwein.“

„Ganz richtig, Weißwein“, lächelte die blaſſe Wirtin und ging, das Gewünſchte zu holen.

Wenn ſchon, denn ſchon

Der Wind reiſte mit. Die glanzgrünen Saaten wogten wie breite Waſſer. Die Baumwipfel ſchienen ſich der Bewegung anzuſchließen. Die kopfloſen Linien der Schwalben machten einen wunderlichen Eindruck. Der Himmel war grundblau, endlos, glockenrein, ohne Faſer. Es ſchien faſt unmöglich, auch nur an Wolken und Regentage zu denken. Es konnte von einem beſtimmten Zeitpunkt an auch einmal ewig heiter bleiben. Warum nicht? Dann glitt man eben unverſehens in eine andere Zone, hatte künftighin eben heiße, trockene, morgenländiſche Sommer mit glühenden Sonnentagen und ewigbeſternten Nächten. Unſere Kalenderweisheit war nicht älter als wir ſelber, und der Menſchheit Geſchichte lag kaum wie ein Anhauch über den flözen des Weltgeſchehens. Nur der Geiſt war ſeit Anbeginn da, auch der unſere, denn ſonſt könnten wir uns nicht in die Urwälder der Steinkohlenfarne zurückverſetzen. An dieſer göttlichen Bewegung unſeres Geiſtes gemeſſen, waren die Fernſchrift der Welt, die Erfindungen in Stahl und Eiſen und alle anderen Glanzleiſtungen ein Spiel, von Kindern entdeckt, die die große, wahre Zeit überſahen und vergaßen und nun ihren ſelbſtgeſchaffenen Stundenzirkel mit

furchtbar wichtigen und dringenden Begebenheiten ausfüllten.

Merkwürdig, wie dieſer Sonnenoſt einem die Seele mitfortwehte.

Alle die vergangenen Jahre über hatte Keinath nie dergleichen gedacht. Oder hatte er etwa vor der Reiſe Ähnliches ohne tiefere Beachtung irgendwo geleſen? Das war ſogar wahrſcheinlich. Er las daheim bei ſeiner alten Mutter ſo manches Mal und mancherlei, um den verliebten Augen eines wunſchgeblähten Herzens auszuweichen. Auch am Stammtiſch las er ab und zu in Zeitungen und Zeitſchriften. Vielleicht hatte auch der Gymnaſialprofeſſor Autenrieth, der bisweilen beim Wein in allerlei Anregungen ſprühte, davon geflunkert. Das war alſo weder neu, noch ſeltſam. Neu und ſeltſam war nur die Art, wie einem das heute in die Bruſt ſtrömte, ſo daß es ganz und gar wie etwas Eigenes anmutete, geradezu wie ein perſönliches Erlebnis, eine eigenſte für alle Zeiten unwiderlegliche Sache, ſo unwiderleglich wie dieſer endlos öſtliche, eherne Himmel.

Oder war das die erſte Frucht der Reiſe? Wenn Reiſen zu ſolcher Wirkung gediehen, dann müßte man mindeſtens alljährlich einmal reiſen und nicht ein Jahrzehnt lang bei Muttern ſtilliegen und am behaglichen Stammtiſch die Zeit verträumen. Oder erlebte man dieſe Gefühle gerade deshalb, weil man jahrzehntelang wie ein vergeſſenes Boot ſtillgelegen

hatte? In diesem Falle müßte man wirklich nur alle Jahrzehnte reisen, dann aber ohne Widerruf.

Keinath saß zurückgelehnt im Schnellzug; er streckte die mit neuen Gamaschen bekleideten Beine bequem von sich, stützte den sorgfältig mittendurch gescheitelten dunkelblonden Kopf in die ringlose Rechte und starrte verwundert in die sonnerregte, goldgrüne, wogende, nach einem nie zu erreichenden Ende abfließende Weite. Über ihm auf dem Gepäckbrett lag ein kecker Lodenhut, ein praller Rucksack, ein trotziger Eichenstock, alles nagelneu, blitzblank und tadellos, von erster Beschaffenheit und verschwiegener Vornehmheit. Er war nicht reich; aber er hatte, was er brauchte. Sein Gehalt war sicher. Er hatte wahrhaftig ein kleines, im Laufe der Jahre erspartes Vermögen auf der Bank liegen. Er mußte beinahe ein wenig über sich selber lächeln. War das nun in gewissem Sinne nicht gleichsam ein Fremder, der da diese Ersparnisse zusammengelegt, der mit seiner alten Mutter eine bescheidene, jedoch durchaus angängige Wohnung innehatte und ferner allabendlich zu seinem gewohnten Schoppen ging?

Am Montag saß man im Hecht beim Tarock, am Dienstag im Waldhorn, am Mittwoch im Goldenen Hahnen, am Donnerstag war Kegelabend im Württemberger Hof. Er lachte nun geradezu frei heraus und errötete im selben Augenblick, weil er bemerkte, daß die Augen eines gegenübersitzenden Reisenden auf ihm ruhten. Dieser Herr hatte übrigens

eine gewiſſe Ähnlichkeit mit Freund Pfeuffer. Nun war er vollſtändig mitten in der gewohnten Runde. Heute war Waldhorntag. Er ſaß alſo auf einem ſchweren, braunen Stuhl mit geſchnitzter Lehne, an der Langſeite des Tiſches zwiſchen Joos und Brackenhammer. Er lächelte; denn er ſah ſich ohne Voreingenommenheit, gleichſam als Traumbild, fremd, verwundert und doch vertraut. So ſaß er da, untadelig geſcheitelt, ein Knie auf dem anderen, die wohlgepflegten Hände überm Tiſchrand gekreuzt, verfolgte urbehaglich das barocke, ſchalkhafte Geplätſcher der Tafelrunde, deſſen Hauptgegenſtand die Frauen und die Liebe und immer wieder die Frauen und die Liebe bildeten, gegen welche dieſe Mönchsrunde mit alten und neuen Witzen, kunterbunten Weisheiten und Zitaten aller Völker und Zeiten unabläſſig wie gegen einen unſichtbaren, gefährlichen Feind focht. Er ſelber war dabei mehr ſchweigender Zuhörer. Er hatte ja auch nicht viel eigene Erfahrung auf dieſem Gebiete. Das kleine Erlebnis mit Bettina konnte man wohl nicht anrechnen; es war zu kurz, ferner ohne Held und namentlich ohne jeglichen Aufruhr. Er hatte da einfach, wenn er recht zurückdachte, auf Anreiz einiger Freunde und wohl auch ſeiner Mutter an einem Tanzkurs teilgenommen, aufs Haar wie andere junge Leute, ein bißchen ſpät vielleicht; doch daran lag es nicht; es gab noch ältere Teilnehmer als er. Eigentlich hatte Bettina ſelber mit ihm angefangen. Sie war die

ſchönſte unter den Tänzerinnen; das war ſchließlich kein unüberſteigliches Hindernis. Sie hatte aber überdies einen ſehr reichen Mann zum Vater; das war zuviel, für unſer Jahrhundert entſchieden zuviel. Er hatte ihr das immer ſchon geſagt; doch ſie wollte nichts als glücklich ſein.

Reinath lächelte wie in Mitleid mit jenem grünen Jüngling, der er ſelber war. Ich hätte alles ganz anders angehen müſſen, dachte er. Ich war ein Haſenherz. Der andere, der ſie dann holte, hat es anders angefaßt; der hatte gleich vom Sterben und Erſchießen geredet und jedes Brückengeländer auf ſeine Höhe unterſucht, noch ehe er recht auf dem Plan erſchien.

Bettina lag nun bereits unterm Raſen; ihr Gatte aber hatte weder zur Piſtole gegriffen, noch war er über ein Geländer geſprungen, ſondern hatte nach Verfluß der Trauerzeit eben, wie es ſo geht, wieder eine andere geheiratet. Bettina war einem Lungenleiden erlegen. Auch ihre beiden Kinder, die einſt ſo raſch und roſenrot in die Welt blühten, waren ihr bald nachgefolgt. Es war alſo im Grunde genommen vielleicht ſein Glück geweſen, daß ſie ihm damals ihre Hand verſagte; denn er ſelber wäre als hinterbliebener Gatte ſicher dumm genug geweſen, über ein Geländer zu ſpringen. Schließlich hatte Brackenhammer mit ſeinen Ideen nicht ſo unrecht: Die Liebesleidenſchaft war das Verhängnis der Seele; ein Jüngling oder eine Jungfrau, die auf dieſen

ſüßen Trug verzichteten und blieben, was ſie waren, waren die einzigen Freien; alle anderen waren Sklaven bis hinauf zu den Königen, mitverantwortlich für das Schickſal der Welt, rettungslos allen kommenden Gerichten unterſtellt. Da fiel ihm ein, daß alſo auch ſeine Mutter, die ja auch zwei Kinder, eines in der Ewigkeit und eines im Schnellzug, ferner einen verſtorbenen Gatten hatte, ebenfalls zu dieſen Mitverantwortlichen zählte. Nichtsdeſtoweniger ſaß ſie ſo ſicher wie nur irgendwer in der Welt am Kreuzſtock und träumte bei ihrer Häkelarbeit davon, wann und ob ihr einziger Sohn, den ſie hatte behalten dürfen, endlich unter die Haube käme, obwohl ſie vorausſehen mußte, daß damit auch ihre eigene gegenwärtige ſorgloſe Behaglichkeit wieder in wogendes Schickſal umſchlug.

Jedenfalls hatte Brackenhammer darin recht, daß ein Verheirateter ſtrenggenommen kein vollkommen eigenes, perſönliches Leben lebte, ſondern vielmehr ein zerteiltes, mit dem anderer gemengtes, von dem anderer beeinflußtes, abhängiges, irgendwie beſtimmtes und unlösliches. Rein, vollkommen rein, wie dieſer blauſtrömende eherne Himmel konnte nur der Wille eines Eheloſen verbleiben.

Keinath reckte die Arme und ergriff den Hut mit ſilbernem Edelweiß. Denn die große Stadt nahte. Dort würde er einen Tag haltmachen, alsdann ging es im Flug auf die Berge. Hieß nicht einer davon geradezu der Mönch? Es reichte nur nicht mehr,

ſonſt hätte er Karten und Baedeker aufgeſchlagen, um Näheres über dieſen Mönch zu erfahren, der ihm nun, obwohl er eigentlich von hier aus ziemlich abſeits lag, ſo heiß in den Sinn kam. Das war jedenfalls ein durchaus beſtrickender Einfall. Und hieß nicht ein anderer dieſer Berge die Jungfrau? Und ergab ſich daraus nicht wie von ſelber der köſtlich abſonderliche Gedanke, nun ſämtliche Gipfel, und wären ſie noch ſo verlockend, zu verſchmähen und nichts anderes als eben dieſen Mönch und dieſe Jungfrau zu beſteigen, um von deren Spitzen aus der großen Freiheit ins Geſicht zu ſchauen und dann wohl auch daheim im Waldhorn, im Württemberger Hof, im Goldenen Hahnen, wann ſie ihn wieder einmal als Abtrünnigen verulkten, ein Wort davon zu ſagen.

Keinath ſchnallte den Rucksack feſt, lüftete den Hut vor einem neben ihm ſitzenden Fräulein, deſſen Anweſenheit er jetzt erſt gewahrte, verließ den überfüllten Wagen und ging mit langen Schritten dem Ausgang zu. Wider ſeine Gewohnheit ſtieß er die Stockſpitze ein paarmal auf den Boden. Das war auch ſo ein kleiner Sieg, daß er die Holde an ſeiner Seite erſt beim Ausſteigen bemerkt hatte und nun um alles in der Welt nicht einmal imſtande geweſen wäre, zu ſagen, ob ſie braun oder goldblond, oder reh- oder vergißmeinnichtäugig war, wie das die Romane immer ſo gefühlvoll beſchrieben. Er würde tatſächlich nun doch dieſen wunderlichen, aber aus-

gezeichneten Einfall verwirklichen und den Mönch beſteigen, den Mönch und nichts als den Mönch. Eine ordentliche Begeiſterung, ja Feierlichkeit erfüllte ihn. „Die Reiſe, die Reiſe", dachte er mit Genugtuung. Er ſpeiſte in einem Gaſthof.

Alsdann ſchlenderte er im Gold des wunderſamen Nachmittages noch einige Stunden durch die Straßen der Stadt.

Einmal glaubte er unter dem endloſen Strom von Geſichtern eines zu bemerken, das dem Bettinas auffallend ähnelte. „Ich habe heute zuviel an jene Jugendliebe gedacht", ſtellte er feſt.

Aber an einer Straßenecke machte er dieſe Wahrnehmung zum andernmal. Beinahe hätte er diesmal den Hut vor der Dame gezogen, ſo verblüffend war die Ähnlichkeit. Er war ganz wunderlich benommen und erregt. „Ein ſehr ſchöner Abend", ſagte er zu ſich ſelber.

Die lichtgoldene, ſchwungvoll gegliederte Stirnſeite eines öffentlichen Gebäudes, die querüber in der Ferne aufwuchs, war prachtvoll, ſeltſam erhebend, wie in ferne, verſunkene, traumhafte Zeiten getaucht. Es war alles ſo ſeltſam, ſo traumhaft ſüß. „Die Reiſe, die Reiſe", dachte er von neuem ganz verwirrt.

Vor ihm her ſchritt ſchon eine ganze Weile jene Dame wieder. Sie hatte hellgeſtreiftes Kleid, dunkle Strümpfe und weiße Schuhe.

„Ich habe entſchieden zuviel an meine Jugendliebe gedacht", ſagte er noch einmal.

Der Menſchenſtrom verebbte. Hohe Schwalben durchkreuzten das Blau. Es lag etwas wie Muſik in der Luft. Die Häuſer ſchwammen wie Schiffe in der Welt. Alles erſchien traumhaft und wie beladen von holden Erinnerungen.

„Merkwürdig", dachte Keinath.

Er ſchritt planlos weiter, das heißt immerfort geradeaus.

War es nicht gänzlich einerlei, wohin er ſchlenderte? An einem kleineren freien Platz bog die Dame in eine Querſtraße ein.

Er folgte ihr unbewußt. Wie ſie ſo hinſchritt, das war ſchon etwas, was man nicht alle Tage zu ſehen bekam; ihr Gang war tatſächlich etwas, was es ſicher nur einmal in der Welt gab, das heißt, der Bettinas hatte eine große, vor allem muſikaliſche Ähnlichkeit mit ihm gehabt. Doch ließ ſich das eigentlich noch beurteilen?

Ihre Figur war feſt und biegſam. Schwere Flechten dunkeln Haares preßten ſich rund um das Haupt. Sie trug einen kleinen blaßvioletten Strohhut mit kleinen, hellen Blumen.

Einmal blieb ſie vor einem Schaufenſter ſtehen.

Da machte er unwillkürlich ebenfalls eine Hauslänge hinter ihr halt und ſtarrte ſeitlings in eine Schuhauslage. Dennoch ſah er den Schein ihres Geſichtes. „Wie Bettina", dachte er wiederholt.

Da ſchaute ſie jäh herüber.

Er errötete maßlos, und ſeine Hand fuhr, als

gehörte ſie irgend jemand anderem, unverſehens an den Hut. Er grüßte tatſächlich.

Die Dame ſchaute ihn verwundert an. Dann wandte ſie ſich ab und ſchritt jäh weiter.

„Wenn ſchon, denn ſchon", dachte er heiß vor ſich hin. „Wenn ſchon, denn ſchon." Aber was hieß denn das eigentlich? Es war ihm, als denke er aus einem fremden Gehirn. Trotzdem ſchritt er hartnäckig weiter. Sein Herz tobte.

„Wenn ſchon, denn ſchon", dachte er tatſächlich noch einmal.

Ihr Gang war förmlich benehmend. Es war ihm geradezu, als jage er hinter dem Glücke her. Er griff voll aus.

Nun aber machte ſie plötzlich eine Wendung, klinkte eine Tür auf und verſchwand in einem Laden.

Verdutzt blieb Reinath ſtehen. Er wartete eine ganze Weile. Aber da riß ihn plötzlich etwas herum. „Es wäre furchtbar, ja wahnſinnig, wenn ich ſie am Ende nie mehr in meinem Leben ſehen ſollte", dachte er. Sein Herz ſchlug Flammen. „Wenn ſchon, denn ſchon. Eine Ladentür iſt für jedermann", ſagte er heiſer. Es war fabelhaft, welchen Mut die helle Angſt ihm verlieh.

Verwettert drückte er die Glastüre auf.

Der Laden beſtand in einem länglichen Raum. Vor dem Ladentiſch ſaß ein kahlköpfiger Herr mit breit verlaufender Naſe und halblangem, dünnem, ſchon ergrautem Kinnbart.

„Gott sei Dank", dachte Heinath fürs erste. Doch sofort erfaßte ihn wieder die Unruhe. „Wenn ich nun den Eingang verfehlt hätte! Es wäre wahnsinnig. Ich hätte ihr unbedingt auf dem Fuß folgen und sie anreden und womöglich gleich vom Erschießen und von Brückengeländern sprechen müssen."

Seine Blicke schweiften ratlos durch den Raum. Irgendwo sah er Handschuhe ausliegen.

„Kann ich ein Paar Handschuhe haben?" sagte er also.

„Einen kleinen Augenblick Geduld," antwortete der Herr auf dem Stuhl, „es wird gleich jemand da sein."

„Sind Sie . . .?" Heinath ließ den neuen Lodenhut in den Fingern kreisen. „Sind Sie . . .? Verzeihung, ich glaubte, Sie wären der Geschäftsinhaber."

Der Herr machte eine müde Armbewegung und lächelte.

„Verzeihung, dürfte ich mir vielleicht eine kleine Frage gestatten? Ich . . ." Er fühlte eine gemeine schwarze Schlange in seinem Halse. Doch er stand nun einmal da. Es ging um sein Schicksal vielleicht. „Ich suche eine Dame." Es war grauenhaft, wenn der Mensch kein Öl auf der Zunge hatte. Er machte eine steife Verbeugung: „Mein Name ist Heinath."

„Endriß", sagte der andere, so matt und nachlässig, daß Heinath ihn nicht verstand.

„Ich ſuche eine Dame, die ſoeben hier eingetreten ſein muß."

Endriß hob die Augenbrauen. „Aha", ſagte er dann.

„Eine Dame in hellgeſtreiftem Kleid, dunklem Haar, weißen Schuhen."

Endriß nickte ermunternd.

„Gewiſſermaßen ein Bäschen", platzte Keinath kopflos heraus.

„Mhm." Endriß ſtand unerwartet lebhaft auf. Dunkle Gehrockflügel umwehten ſeine hageren Beine.

„Vielleicht wollen Sie ſich einen Augenblick gedulden." Er lud Keinath ein, Platz zu nehmen, und trat durch die Hintertür ab. Keinath ſetzte ſich. Nach einer furchtbaren Minute trat eine Frau mit Kneifer ein.

„Womit kann ich dienen?" fragte ſie.

„Ein Paar Handſchuhe, bitte ſchön", ſagte Keinath.

„In Stoff? in Leder?"

„In Leder", ſagte Keinath.

In dieſem Augenblick kam Endriß zurück. „Sie müſſen ſich getäuſcht haben. Es gibt eben Fälle, wo ſich ſogar ein Bäschen und irgendein weltfremder Menſch zum Verwechſeln ähnlich ſehen. Ich habe die Ehre", ſchloß er ironiſch und faſt grimmig. Er ſtreckte der Frau mit dem Kneifer müde die Hand hin. „Auf Wiederſehen."

„Auf Wiederſehen, Adolf", dankte die Frau mit angeſchwemmter Herzlichkeit.

Keinath zog einen der vorgelegten Handschuhe an.

„Ich glaube, der ist passend", meinte die Verkäuferin.

„Jawohl", sagte er kurz und griff nach der Geldbörse.

Doch da ging die Innentür wieder auf. Die schöne Unbekannte trat heraus und schritt hastig durch den Raum. Sie schien sehr verwirrt und verlegen. Diesmal sah Keinath auch ihre Augen, ganz deutlich, wie er glaubte; sie waren goldbraun und majestätisch. Sie streifte ihn mit jähem Erstaunen, durchmaß mit flüssigen Schritten die Länge des Ladens, nickte leise gegen die Inhaberin und verschwand dann rasch. Es sah aus wie Flucht. Sie war in dieser stummen Verwirrung von unbeschreiblicher Schönheit und mitleiderweckender Anmut. Vielleicht hatte es hinter dieser Innentür irgendeinen Auftritt gegeben? Vielleicht hatte sie irgendein Leid erfahren? Keinaths Gemüt flammte über von blinder Opferfähigkeit. Ja, er dachte regelrecht: „Je größer das Unglück, desto besser." Es dauerte keine Sekunde lang, aber es dünkte ihn, als hätte er noch niemals im Leben dermaßen die Süßigkeit und das Geheimnis des Leides in der Welt erfahren. Sein innerliches Wachstum schien keine Grenzen zu kennen. Er war zum letzten fähig. Er warf ein Goldstück auf die Platte: „Bitte schön, ich habe Eile." Aber als er durch die Glastür starrte, stieg die Herrliche auch schon am nahen freien Platz in

die elektriſche Bahn ein und fuhr ab. Die Frau gab ihm auf ſeine Zahlung heraus. Er ſtrich das Geld unbeſehen ein. Er wollte noch etwas ſagen, doch er fand keine entſprechenden Worte. Er hatte ſchon die Hand auf der Türklinke.

„Wollen Sie mir nicht ſagen, wo dieſe Dame, die eben wegging, wohnt?“ ſtammelte er mit überwallender Herzlichkeit.

Die Frau mit dem Kneifer errötete leiſe. „Gefällt ſie Ihnen?“

„Allerdings“, geſtand er ohne jede Überlegung.

„Nun ja, auf den erſten Anblick“, meinte die Frau nüchtern herabſtimmend.

Keinath war im Innerſten empört.

„Wollen Sie mir, bitte ſchön, ihre Adreſſe ſagen?“ bat er kurz.

Die Inhaberin zuckte die Achſeln; ein eigentümlicher Zug ſpielte um ihren dünnen Mund; ein ſpitzes, feines Lächeln zitterte auf ihren Lippen. Sie nannte Hausnummer und Straße, wo er alles Nähere erfahren könne. Dort aber wohnte ihre älteſte Schweſter Friederike Dambacher mit gleich drei heiratsfähigen und heiratsluſtigen Töchtern, die einem ſo empfänglichen, liebebedürftigen Manne wohl ſicher die Auskunft erteilen konnte, die er brauchte und verdiente.

Keinath dankte verbindlich.

Umgeſtülpt und voll zärtlicher Hoffnung wandelte er im letzten Gold des wunderſamen Abends durch die brauſenden Straßen.

Gleich am anderen Vormittag wollte er seinen Besuch abstatten.

*

In der Nacht hatte Heinath einen seltsam süßen Traum. Er schritt da Hand in Hand mit der schönen Unbekannten durch einen dunkelgetäferten Raum mit schweren dunkeln Tischen und Stühlen. Die Lichter an der Decke waren bis auf wenige gelöscht. Aus einem Nebenraum erscholl Gekicher, Gesang und Gläserklirren. Über dem dunkeln Deckengetäfel wogte das rhythmische Gedröhn einer vergnügten, tanzenden Menge. Es fiel ihm ein, daß man heute den Waldhornball feierte. Im kleinen Eckverschlag saß die Stammtischrunde. Auch einige junge Damen waren, einem alten Gebrauche folgend, darunter, um den Kreis der Junggesellen bei dieser Gelegenheit womöglich aus der Fassung zu bringen. Unabsichtlich neigte Heinath den Kopf ein wenig gegen seine Dame. Dabei berührte er nun ganz wie von ungefähr ihre Wange. Vor lauter Glück erschrak er darüber dermaßen, daß er es nicht wagte, sein Gesicht von dem ihrigen wegzunehmen. Doch sie ließ es, ohne ein Wort zu sagen, geschehen, ja es schien fast, als schmiege sie ihr rosig erglühendes und doch wieder kühlendes, samtweiches Antlitz mit unaussprechlich leiser Zärtlichkeit an das seine. So schritten sie stumm auf und nieder. Ihre Augen sah er nicht, er hatte nur einen huschenden Schein davon, sah die

ſilbern flimmernden Wimpern und eine Wolke ihres dunkeln Haares. Als ſie vor die Tür zum Eckverſchlag kamen, machten ſie noch einmal kehrt. Unabſichtlich ſtreifte ſeine Wange an der ihrigen hin, und ganz von ſelber wandte ſich ſein Antlitz dem ihrigen zu. Alsdann küßte er ihren roſigen, wogenden Mund. Trotz der ſeltſamen Gefahren, die überall in der Luft hingen und trotz der Möglichkeit, entdeckt, überraſcht und belacht zu werden, küßten ſie ſich in unbekümmerter Inbrunſt noch einmal und immer wieder. Das war ein ſo ſeltſam fremdvertrautes, leibhaftes Geſchehen in einer ſo unwiderleglichen Zwiſchenwelt von Traum und Wirklichkeit, daß Heinath noch beim Erwachen völlig in deſſen Bann ſtand. So ſeltſam überzeugend hatte er all ſein Lebtag nie geträumt. Von einer ſolchen unbedingten Tatſächlichkeit der ſogenannten Traumgebilde hatte er bislang keine Ahnung gehabt. Er hätte jetzt geradezu an eine unendliche Reihe ſolcher Nebenwelten, gleich tief, mannigfaltig und grenzenlos wie die allgewohnte Wirklichkeit, glauben mögen. Jedenfalls exiſtierte dieſe ſelige Geſtalt, die Wange an Wange neben ihm geſchritten war und ihm den Mund zum Kuſſe geboten hatte, ſo ſicher und unwiderleglich wie nur irgend etwas. Er hätte förmlich ein gewiſſes Recht gehabt, ſie nun ſofort aufzuſuchen, an das Geſchehene zu erinnern und ſeine Wange wieder an die ihre zu legen.

Und plötzlich dachte er, ohne zu wiſſen warum,

aufs lebhafteſte an ſeine Mutter, die immerfort unerſchütterlich hinter weißen Vorhängen an einer Ausſtattung arbeitete und deren Geſtalt nun auf einmal ins Große, Heldiſche, ſozuſagen ins Weltbildhafte heraufſtieg. —

Frau Dambacher wohnte mit ihren drei Töchtern in der Schwabſtraße im vierten Stock. Es war aber in dieſem Augenblicke niemand zu Hauſe. In der Türritze ſtak eine Beſuchskarte auf den Namen Lorle Schmohl, Keplerſtraße zwölf. Es gab alſo zunächſt keine Möglichkeit, dem Ziele näherzukommen. Betroffen ſtieg Keinath die vielen Treppen hinunter. Im Erdgeſchoß begegnete ihm ein Dienſtmädchen mit auffallendem goldweißen Haar und ſah ihn ſchweigend an. Verwirrt griff Keinath an den Hutrand.

Auf der Straße fiel ihm die Beſuchskarte in der Türritze ein. Er beſtieg alſo die Trambahn. Häuſerzeilen mit prunkenden Schaufenſtern, freie Plätze, ſtolze Gebäude, Standbilder und Denkmäler ſchwammen vorüber, auf den Bürgerſteigen wälzte ſich der Menſchenſtrom. Keinath ſaß auf ſeinem Einſitz am Fenſter und durchflog das alles wie im Traume. Er war ein ihm ſelber Unbekannter, der heiß und hellſichtig ein tauſendſüßes Ziel verfolgte.

Frau Lorle Schmohl lebte im Erdgeſchoß eines großen alten Hauſes mit dunklem Flur und dunkeln Aufgängen. Sie war die Witwe eines kleinen Beamten. Am Fenſter außen neben der Tür ſtanden

auf einem Pappſtreifen, den Keinath allerdings überſah, die Worte: „Zimmer zu vermieten".

Keinath klingelte. Hinter einem Guckloch erſchien ein breites, offenes, freundliches Antlitz mit dünnem, grauem Haar. Keinath lüftete den Hut. Aber nun war er tatſächlich unfähig, ſein Anliegen vorzubringen; vielmehr erblickte er nun plötzlich wie durch einen Riß eine ſo unheimliche, endloſe, gefährliche Welt von dunkeln Geſtalten mit unſichern Umriſſen durchwogt: Taugenichtſe, Vaganten, Lumpen, Verbrecher, daß er förmlich zuſammenſchrak, weil er ſelber mitten darin ſtand.

Doch da ſagte Frau Lorle Schmohl offen und bieder heraus: „Suchen Sie ein Zimmer?"

„Jawohl", antwortete er, ohne zunächſt zu wiſſen, was er da eigentlich ſagte. Aber er war heilfroh, jener unheimlichen Welt entronnen zu ſein, ſelbſt wenn er dafür nun ein Zimmer mieten mußte. Schließlich war es ja auch ganz nebenſächlich, wo er einige Zeit hindurch ſein Bett ſtehen hatte.

Frau Lorle Schmohl ſchloß auf. Sie trug ein weißes Bäffchen auf dunkler Bluſe. „Bitte ſchön, Herr", ſagte ſie voll ſonniger Herzlichkeit.

Er gab ihr ſeinen Namen.

Sie öffnete die Tür in ein Zimmer. Ein blühweißes Bett, ein ſüßrotes, ſüßgeſchwungenes Kanapee mit weißen Spitzenſchonern, ein zierlicher Ovaltiſch aus Mahagoniholz mit Decke und weißem Läufer fielen einem ſozuſagen um den Hals.

„Iſt es für längere Zeit?“

„Für einige Tage.“

Über das freundliche Antlitz wehte ein bekümmerter Schatten.

„Da ſagte er, halb aus Mitleid: „Vielleicht auch etwas länger.“

Sie kamen auf einen Wochenpreis überein. Keinath knauſerte nicht und bezahlte gleich zum voraus.

Als er allein im Zimmer ſtand, war er zunächſt nicht wenig verblüfft über das Geſchehene. Das blühweiße Bett verſtellte eine zweite Tür; von dort her drang das Surren einer Nähmaſchine. Keinath hing den Lodenhut an einen Haken, ſetzte ſich auf einen der roten Seſſel, ſtützte die Ellbogen auf die Knie und den Kopf in die Hände. Eigentlich war er nun, was die Hauptſache anlangte, ſo weit wie zuvor. Er erhob ſich und öffnete gedankenlos die knarrende Türe eines Kleiderſchrankes.

Da klopfte es ſachte.

„Herein“, rief er.

Frau Schmohl ſtreckte den Kopf durch den Türſpalt.

„Soll ich Waſchwaſſer bringen?“ fragte ſie gütig.

„Ja, bitte ſchön“, antwortete Keinath.

Als der Waſchkrug kam, fragte er nach der Schwabſtraße. Seine Unbefangenheit dünkte ihn geradezu erſtaunlich.

„Ich habe dort Bekannte“, erzählte Frau Schmohl.

„Ich weiß es; ich war dort“, ſagte er frei heraus.

„Bei Frau Dammbacher?"

Er nickte.

Frau Schmohl war nicht wenig verblüfft.

„Es war niemand zu Hauſe; da ſah ich Ihre Karte in der Türritze."

Da ſagte Frau Schmohl: „Hoffentlich bereuen Sie Ihre Wahl nicht. Frau Dammbachers Zimmer iſt jedenfalls etwas kleiner und nach der Winterſeite gelegen."

Ihr Geſicht blühte auf, ihre Wangen röteten ſich leiſe, um ihren Mund irrte ein Sonnenſchimmer. Sie war in ihrer Jugend ſicher ſehr ſchön geweſen.

„Da habe ich einmal ordentlich Glück gehabt. Hoffentlich bereuen Sie Ihre Wahl nicht?" wiederholte ſie.

„In keinem Fall", ſagte er. „Ich bin in einem Handſchuhladen auf jene Adreſſe aufmerkſam gemacht worden," erzählte er und war froh, in dieſer Weiſe reden zu können. Er beſchrieb den Laden, den Herrn, den er dort angetroffen, und entwarf mit unbeholfener Umſtändlichkeit und Unſicherheit ein Bild der ſchönen Unbekannten.

Frau Schmohl ſchüttelte den Kopf. Sie hatte nicht die leiſeſte Ahnung, was das für ein Laden ſein könnte. Nach dieſer Unterhaltung machte Keinath von dem Waſchwaſſer Gebrauch. Alsdann nahm er eine Weile auf dem ſüßroten Kanapee Platz, lauſchte verſonnen der Muſik der Nähmaſchine, dem vollen Strom der Straße. Indem er ſich zurück-

lehnte, gewahrte er dann in einem Spiegel ſein Bild. Er ſtutzte förmlich; ſo fremd erſchien es ihm. Dieſer Mann dort war bislang allabendlich an einen Stammtiſch gepilgert, dieſer Mann dort hatte geſtern im Zug geſeſſen. Dieſer ſelige Mann hatte heute nacht ſeine ſelige Wange an die ihrige geſchmiegt. Dieſer Mann ſaß nun ratlos auf einem Sofa, das er für eine Woche oder länger gemietet hatte.

„Vielleicht iſt es das einfachſte, wenn ich Frau Dammbacher doch noch aufſuche", dachte er. „Wenn ſchon, denn ſchon."

Auf einem zierlichen Schreibtiſch ſtand ein Schreibzeug. Sollte er nicht ſeiner Mutter daheim eine Zeile ſenden? Er griff in die Taſchen. Was zunächſt zum Vorſchein kam, waren die neuen Handſchuhe. Er beſah ſie genau. Sie waren goldbraun. Offenbar hatte er da gar nicht ſchlecht eingekauft. Auf den Druckknöpfen ſtanden ſtatt des Namens der Firma, wie er gehofft hatte, in Gold die Worte: „Echt Wildleder". Er ſteckte die Handſchuhe wieder ein. Nun ſchrieb er einen kurzen Brief an ſeine Mutter. Zum Schluſſe bat er ſie um Zuſendung eines weiteren Anzugs. Das floß ihm ſo aus der Feder wie die Formel: „Wenn ſchon, denn ſchon." —

Als er darauf den dämmerigen Innengang durchſchritt, um auszugehen, erſchien Frau Schmohl in der Küchentür. Sie ſagte, ihre Tochter Eugenie ſei darauf gekommen, daß jener Herr im Handſchuhgeſchäft ſicher Herr Endriß geweſen ſei, ein reicher

Verwandter der Ladeninhaberin, die wieder eine Halbschweſter der Frau Dammbacher wäre. Das Handſchuhgeſchäft aber befinde ſich in der Zweibrückenſtraße. Endriß wohne mit ſeiner Schweſter völlig einſam am Rande der Stadt in der Nähe des großen Parkes; er ſei ein merkwürdiger Kauz, woran aber zum Teil wohl ſein leidender Zuſtand die Schuld trage. Die Schweſter des Endriß heiße Pauline. Sie liebe ihren Bruder überſchwenglich und habe ihm zuliebe einſt ſo manche Gelegenheit zur Ehe ausgeſchlagen. Nun war ſie allem nach entſchloſſen, ſich ihm vollends zu opfern und an ſeiner Seite als Jungfrau zu verblühen. Endriß hatte ſeinerzeit viel Herbes durchgemacht. Er war Pächter einer gräflichen Großbrauerei geweſen, die unter ſeiner Leitung zu hoher Blüte kam. Als jedoch der alte Graf ſtarb, gab es Zerwürfniſſe mit dem jungen. Eine Kette von Prozeſſen war die Folge, bis Endriß ſchließlich, der Plackereien müde, ſich mit einer entſprechenden Abfindung begnügte. Endriß hatte auch in einer ſehr unglücklichen Ehe gelebt. Er und ſeine Frau hatten ſich von Anfang an ſchlecht vertragen und ſich gegenſeitig das Leben erſchwert. Nach einer Reihe ſchlimmer Jahre war die Frau dann — man durfte faſt ſagen: Gott ſei Dank — kinderlos geſtorben. Heute lebte Endriß ganz abſeits der Geſellſchaft und hütete ein großes Vermögen, auf das bereits ſoundſo viele Erben, vor allem auch die Inhaberin des Handſchuhladens in der Zweibrückenſtraße, im geheimen warteten.

Keinaths Blut raſte. Es war ihm, ſo ſinnlos unmöglich dieſer Vergleich erſchien, als jagten fiebernde Roſſe durch ſeine Adern. Er lüftete den Hut und ging weg. An der nächſten Halteſtelle fuhr er in der Richtung des großen Parkes ab. —

Das Heim des Herrn Endriß war gegen die Straße ganz in Grün verſteckt. Dicht hinter dem Eingang ſtand zwiſchen grünen Wolken eine tiefdunkelrote Blutbuche von prachtvoller Schwermut. Auf einer Meſſingplatte war das einzige Wort „Endriß" eingraviert.

Nebenan lag eine Gärtnerei. Eine Frau in blauem Leinenkleid, Rupfenſchürze und breitſchattendem Strohhut ohne Band arbeitete darin.

Unſchlüſſig ging Keinath auf und ab. Als jedoch die Gärtnerin wiederholt nach ihm herüberblickte, ſchritt er, irgendwie halb dazu gezwungen, langſam auf ſie zu.

„Ein hübſcher Strauß gefällig?" fragte die Gärtnersfrau.

„Ganz richtig", ſagte er.

Die Gärtnerin machte ſich gleich ans Werk. „Darf es ein größeres Bukett ſein?"

„Jawohl", ſagte er.

Aus dem Hauſe nebenan flog der Klang eines Klaviers herüber: ein breit hingegoſſenes ſpannungsvolles Vorſpiel.

Keinath ſtand lauſchend ſtille, die Linke mit dem Hut an der Hüfte, die Rechte auf den Stock geſtützt.

Was nun wohl kommen mochte? Vielleicht ſang ſie nun, ſie, ſeine Pauline? vielleicht ſogar ein Liebeslied? Vielleicht hatte ſie ihn am Hauſe vorbeigehen ſehen?

„Darf es noch größer werden?“ fragte die Gärtnerin.

Er nickte nur. Denn nun ſchwebte eine Stimmung in der Luft wie hoch am Abend, wenn die Amſel ihr einſamſtes Lied anhebt. Doch da flog etwas wie ein buntes Band, aus lauter Sommerfäden gewoben, vorüber und hinauf ins Grenzenloſe. Unwillkürlich hob Heinath die Augen. Zartweiße Wölkchen ſchwammen träumend dahin. Die Lichter einer nahen alten Kaſtanie brannten unirdiſch und geheimnisvoll.

Die Gärtnerin kam mit dem Strauß herbei.

Als ſie jedoch bemerkte, daß ihr Käufer ganz in die Muſik vertieft war, legte ſie die Blumen beiſeite und begann in einem Mangoldbeet zu jäten.

Die Töne einer Violine aber flogen unabläſſig. Eine bezaubernde Verträumtheit und Süßigkeit ſtrömte hauchleicht über die Welt. Holdlächelnde Engel nickten aus ſchimmerweißen Wolkenkähnen. Die alte Kaſtanie ſtand wie ein großer Altar in der Erde. In ſolcher Welt konnte man ſelig ſein Letztes wagen.

Er war nur froh, daß er nicht gleich vor den erſten federleichten Hinderniſſen zurückgeſchreckt war. Es wäre ewig furchtbar geweſen, wenn ſein Schickſal diesmal einfach im Sand verronnen wäre.

Die Muſik verſtummte.

Eine wunderſame Feierlichkeit umrahmte die Welt. Er atmete tief aus und blinzelte mit flimmernden Lidern in die Morgenhelle.

„Sie ſind allem nach ein großer Muſikfreund?“ lächelte die Gärtnerin ihn an. „Wir hier ſind das allmählich ſo gewohnt; wir machen uns nimmer ſo viel daraus; denn wir haben das alle Tage. Das geht nun eine ganze Stunde ſo weiter.“

„Wer ſpielt die Violine?“

„Herr Endriß“, antwortete die Gärtnerin mit etwas ſchiefem Geſicht. „Er iſt ſonſt ein beſonderer Heiliger, der Herr Nachbar.“

„Und die Klavierbegleitung?“

„Seine Schweſter Pauline.“

Keinath hob den hübſchgewundenen Strauß tiefglühender Levkojen und bunter Nelken beifällig hoch, um ſeine Bewegung zu verbergen. Doch da ſetzte die Muſik von neuem ein. Keinath ſchritt auf den Zehenſpitzen nach einer erhöhten Stelle, von wo aus man wohl in das Nachbarhaus hinüberſehen mußte.

Die Gärtnersfrau brachte lachend einen Gartenſtuhl herbei.

Er dankte ſtumm. Dann hing er ſeinen Hut ans Knie, legte den Levkojenſtrauß darauf und lauſchte atemlos.

Auf einmal entdeckte er, daß man durch die geöffnete Glasdoppeltür über einer kleinen, weinlaubumgrünten Freitreppe in ein Zimmer ſah.

Er reckte ſich.

An einem dunkeln Flügel ſaß eine wunderſam berückende Geſtalt in hellem Kleide, mit ſchweren dunkeln Flechten um das Haupt. Keinaths Blicke ſaugten ſich feſt.

Doch nun löſte ſich aus dem Dämmer, zunächſt faſt weſenlos, die Figur des Geigers; dann unterſchied man jählings ganz deutlich einen kahlen Kopf, deſſen ergraute Haarwiſche an den Schläfen, das längliche hagere Geſicht mit dem fauniſchen Bart.

Keinath ſtraffte den Körper und bohrte ſeine Augen in dieſes ſeltſame Antlitz, deſſen Blicke voll zärtlicher Innigkeit auf der Geſtalt am Flügel ruhten. So ſaß er eine ganze Weile. Mit einem Male aber ſchien es, als ſchaue der lange Geiger offen herüber, als verdunkle ſich ſein Geſicht, als flammten Blitze aus den Augen unter der gewaltigen Stirn.

Tatſächlich brach jetzt die Muſik jählings ab. Hart, zerſchellend ſtürzten die zerriſſenen Klänge ineinander. Und gleich darauf erſchien der lange Geiger in der Doppeltüre. Mit erſtaunten, verweiſenden, ſcharfen, hohnvollen Augen ſchaute er herüber. Hinter ihm ſtand Pauline, überrot, verwirrt, beſchämt.

Keinath aber klebte immer noch auf dem rotgeſtrichenen Gartenſtuhl. Er getraute ſich nicht, auch nur den Kopf zu wenden.

Wie im Traume ſah er noch, daß Endriß ſeine

Schweſter ſanft zurückſchob und die Doppeltüre krachend ins Schloß warf.

Blaß und verwettert ſtand Keinath endlich auf.

„Der Herr Nachbar ſpinnt wieder einmal", ſagte die Gärtnerin. Dann fuhr ſie gutmütig fort: „Ein merkwürdiger Mann, dieſer Herr Nachbar. Das Fräulein hat es wahrlich nicht leicht bei ihm. Es iſt wirklich eine ſtarke Aufgabe, für einen anderen, und wenn es der leibliche Bruder iſt, in dieſer Weiſe ſein Leben zu opfern. Ich zum Beiſpiel hätte jedenfalls das Zeug nicht dazu. Ich wäre ihm ſchon hundertmal davongelaufen und hätte geheiratet. Auch für ihn ſelber wäre es beſſer, er nähme noch einmal eine Frau. Ich bin keine Witwe, nicht daß Sie meinen, er gefiele mir! Aber die Einſamkeit, die die beiden um ſich herum aufrichten, muß den Menſchen ſchließlich verrückt machen. Ich ſage es offen, mich dauert dieſes Fräulein Pauline, trotz dem ſorgloſen Leben, das ſie hat. Eine Stube voll Kinder müßte ſie haben; das wäre bekömmlicher, als jeden Tag zur gleichen Stunde Muſik zu machen und jeden Nachmittag zur gleichen Stunde ohne Anſprache im Park drüben auf der gleichen Bank zu ſitzen und die Grillen eines einſamen Mannes zu hüten."

Keinath hatte keinen Grund, der Gärtnerin irgendwie zu widerſprechen.

Er bezahlte den Strauß, dankte und ging.

Dann ſchritt er völlig vernichtet, willenlos und wahllos durch den großen Park, kaufte ſich, ohne

recht zu wiſſen, was er tat, im Vorbeigehen an einer Erfriſchungsſtelle ein belegtes Brötchen und verzehrte es jähhungerig. Er gelangte ſchließlich bis über die Anlagengrenze hinaus auf freies Feld mit Ausblick auf helle Dörfer und ſchmucke Kirchtürme. Es ging ſchon gegen Abend, als er müde und doch zu keiner Raſt fähig, wieder in den belebteren Teil des Parkes zurückkehrte. Ein weicher Blauwind ſpielte erregt in den vollen Laubkronen. Das Wonnengold blühender Löwenzähne der freien Raſenflächen ſchmiegte ſich heiß an die Erde. Weißgekleidete Frauen wandelten feierlich dahin. Kinder ſtanden bis an die Bruſt verſunken wie Engel im Grün. Vornehme Kutſchen fuhren langſam auf lautloſen Rädern vorüber; ſtolze Damen mit ſtolzen Sonnenſchirmen und Herren mit abgenommenen Zylindern ſaßen darin. Keinath ſah das alles wie im Traume. Eine Gruppe roſenbrauner junger Mönche in dunkeln Kutten und hellen Leibſtricken ſchritten barhaupt heran. Die einleitenden Geſänge der Amſeln hingen wie bunte Ampeln, die des Lichtes harrten, im leiſe rauſchenden Laubwerk. Über den Klüften der Baumkronen ſegelten die Schwalben gleichſam in zeitloſer Höhe. Der graugrüne goldgeſäumte Strom ſchoß lautlos vorbei. Luftſchöpfende Menſchenmengen wogten endlos auf allen Wegen. Hündchen mit Seidenſchleifen trippelten dazwiſchen. Die Welt war in dieſer Stunde tatſächlich ein Himmelsgarten. Nur ein Verworfener konnte ſich hier mit zerriſſenem Herzen eindrängen.

Kopflos ſchlenderte Keinath dahin und dorthin.

Von irgendwoher flog der feine Duft eines Flieders. Durch grüne Schleier hindurch ſchimmerten ein Paar weiße Schuhe. Die Umriſſe einer geſchweiften Bank ſickerten durchs Laub. Ein Frauenkopf mit ſilbergrauem Strohhut, dem ein weiches Haardunkel entquoll, wuchs daraus; ein geliebtes Antlitz gewann Form.

Keinath blieb wie gebannt ſtehen.

Neben Pauline ſaß Endriß. Sein Haupt war geſenkt; der ergraute Faunbart lag auf der Bruſt. Sein gewalttätiger, bronzener Kahlkopf war von ſpielenden Zwiſchenlichtern umſpritzt. Er las in einem Buch mit grauem Einband.

Pauline hatte den geſchloſſenen Sonnenſchirm in der Rechten. Nachdenklich ſtreifte ſie deſſen Spitze im Sande hin und her. Ihr herber und doch ſehnſüchtiger, roter Mund war leiſe geöffnet. Hinter der Bank ſchoß machtvoll und unergründlich der Strom parkein.

Fußgänger gingen an Keinath vorüber. Schritte brachen hinter ihm ab. Ein gedämpftes Flüſtern und Kichern umnarrte ihn. Er wagte nicht, ſich umzuſehen. Die Scham brannte in ihm wie Feuer. Es war ihm, als verſänke er nun in der eigenen Lächerlichkeit.

Nun hob Endriß den bronzenen Schädel.

Der Erdboden fing an zu wanken, in ungeheuren Schwingungen.

Die Levkojen dufteten ſchwindelerregend.

Keinath zerpreßte seinen Strauß in der Hand.

Trotzdem schien es ihm, als müßte er sich daran halten wie an einem Pfeiler oder Baum.

Das vergrößerte seine Lächerlichkeit ins Grenzenlose.

Mit krampfhafter Gewalt vollführte er eine Wendung.

Seine Bergschuhe schrien wahnwitzig.

Und mit straffem, gesenktem, schamgefülltem Antlitz schritt er nun, eigentlich wider seinen Willen und doch wie dem Schicksal zum Trotz, auf einem Bogenweg taumelnd auf die Bank zu.

Es war ihm, als schritte er mitten durch einen wildrasenden Strom, als kämpfte er mit Brust und Knien gegen anbrandende Wasser. Doch es war nun alles vollends einerlei. „Wenn schon, denn schon." Ob er nun wie ein geeichter Gauner noch irgendeinen gesellschaftlichen Schwefel aus dem kohenden Gehirn zauberte und so die Lage, zum Scheine wenigstens, rettete oder ob er einfach, einer ebenso sinnlosen Natürlichkeit die Freiheit zurückgab, an der Bank niederkniete und seinen Levkojenstrauß, den er bei Gott nicht selbst erfunden hatte, reden ließ: das war alles durchaus einerlei!

Er schritt immer nur grimmiger, ein irrsinniges Lächeln um den verzerrten Mund, den hellen Schweiß auf der Stirn, geradeaus.

Er war nur noch ein Spielball, von seltsamen, unbarmherzigen Kräften geworfen.

Die Wege hinter ihm wimmelten von Menſchen Die ganze Menſchheit ſchien in Sturzwellen anzubranden, um ihn zum vollendetſten Narren zu ſtempeln. Joos, Brackenhammer und die ganze Stammtiſchrunde waren dabei. Und auch ſeine arme Mutter ſtand händeringend mit einer Häkelarbeit in der Flut. Es war der Wahnſinn ſelber, was ſich da ereignete. Endriß aber ſtand mit ausgeſtrecktem Arm an der Bank, bereit zur Abwehr gegen den unendlichſten Narren, den es je gegeben.

„Du lieber Gott", ſagte Heinath noch vor ſich hin.

Dann ſprang er in einem wahnſinnigen Satze von tanzenden Funken umrieſelt, von den nachſtürmenden Maſſen verfolgt, geſchoben, geworfen, wie er war, in den nahen grünglitzernden, unwiederbringlichen, erlöſenden, kühlen Strom.

„Du lieber Gott." Alle ſeine Not, Scham und die ganze Unbegreiflichkeit ſeiner eigenen Lächerlichkeit lag darin.

Dann tauchte er unter.

Als er aber, halb im Traum, den Kopf noch einmal ans Licht riß, hörte er plötzlich ein Aufklatſchen hinter ſich. Er ſchaute zurück und gewahrte nun den keuchenden, bronzenen, von goldgrünen Lichtern umhuſchten Schädel des Endriß.

Aus Heinaths Bruſt löſte ſich ein Schrei. Denn nun ſah er, wie ein quirlender Wirbel den ſchwimmenden Kopf jählings ſeitab riß und die langen, hageren Arme ihre Kraft verloren. Das veränderte

die Welt, ihn ſelber und alles auf einmal. Wenn es ihm gelang, dieſen bronzenen Kopf zu retten, dann war alles andere unweſentlich, umgeſtülpt und das Leben mit neuer Glut verſehen.

Er ließ den Levkojenſtrauß los und ſchwamm auf den Schädel zu.

„Du lieber Gott.“ War er wirklich ſo ſchwach?

*

Als Keinath, wie ihm ſchien, nach Tauſenden von Jahren, wieder erwachte, ſah er ganz unvermittelt irgendwo ein Medizinfläſchchen ſtehen; daneben lag ein ſilberner Löffel.

Er blinzelte erſtaunt in die Helle.

Ein gedrehter Stuhlfuß warf einen ſchrägen Schatten auf einen blanken Boden. Ein dunkler Rockflügel hing daran herunter.

Verwundert hob er die Augen. Aber da ragte plötzlich der bronzene Schädel des Endriß frei in die Luft.

Keinath erſchrak nicht wenig.

Doch das Geſicht des kahlen Kopfes war vollkommen verwandelt, gütig, weich, beſorgt, lächelnd.

Keinath warf fragende Blicke umher.

Er lag offenbar in einem fremden Zimmer.

Am Fenſter ſtand jung und hold eine Geſtalt mit halbabgekehrtem Geſicht. „Pauline“, ſtammelte er. Doch da ſagte ein Herr, offenbar der Arzt, dicht

neben ihm: „Hübſch ruhig liegen bleiben; das andere folgt alles nach.“

Nun lächelte auch Pauline zu ihm herüber.

Und ſaß nicht dort ſeine Mutter? — — —

Erſchöpft vor Glück ſchloß Keinath die Augen und behielt ſie auch noch geſchloſſen, als er wieder fähig geweſen wäre, ſie zu öffnen; denn er hörte eben, wie Endriß vom Handſchuhladen, von einer Frau Dammbacher, von Frau Schmohl, von einem Telegramm und ſo fort redete. Allem nach hatte Endriß ihn nun doch herausgefiſcht. Sie ſprachen von einer Kopfwunde. Er war alſo wohl gegen irgendeinen Gegenſtand geſchleudert worden. Wie ſie nur auf Frau Schmohl gekommen waren? Richtig, dort hatte er ja auch einen Meldeſchein ausgefüllt. —

Sie wußten offenbar alles.

„Wenn ſchon, denn ſchon“, dachte er noch einmal.

Der erste Kuß

Kommerell saß allein in einem Lehnstuhl im Zimmer und las die Morgenzeitung. Er lachte kurz und nach innen vor sich hin, als er wieder einmal neue Angriffe auf die Hagestolze las.

Die alte Marie, die Wirtschafterin, streckte ihren spärlich behaarten, naßgekämmten Altjungfernkopf durch die Tür, um auf die Wanduhr zu sehen.

Kommerell wandte sein Gesicht nervös ab und starrte nach einem der Fenster des gegenüberliegenden Hauses, wo ein Vogelbauer aus Messing erglitzerte.

„Letzte Woche ist dort eine junge Frau eingezogen", erzählte Marie. Sie tat einen Schritt ins Zimmer, legte die Hände im Schoß übereinander und fuhr fort: „Es ist eine Witwe. Sie ist von auswärts hergezogen, hat mir ihr Mädchen, die Rosa, erzählt."

Kommerell starrte unentwegt in den Aufsatz über die Junggesellensteuern.

„Ihr Mann ist an einem Herzschlag gestorben."

„So, so", gähnte Kommerell, ohne die Augen aus der Zeitung zu heben.

„Sie schreibt sich Frau Dierolf."

Kommerell fuhr jählings und entsetzt auf. „Woher

wiſſen Sie denn ſchon wieder alles, Marie?" fragte er unwirſch.

„Wie man das halt ſo erfährt", ſagte Marie verſchämt und unwillig zugleich.

Kommerell ſtarrte mit höchſter Anſtrengung in die Zeitung. Aber in ſeinem Geſicht arbeitete ein Zucken, ein förmliches Funkenhüpfen. Die Alte ſah auf die Uhr. „Halb elf", ſagte ſie gedämpft und trat verlegen ab.

Kommerell ſtand auf, ſchloß die Fenſterflügel und zog die Vorhänge zu. Dann ließ er ſich, im Innerſten zuſammenſtürzend, auf ein Sofa nieder. Er preßte abwechſelnd die Fäuſte an die Schläfen und hielt ſich die Augen damit zu. Warum war er am heutigen Sonntagmorgen zu Hauſe ſitzen geblieben und hatte dieſe blödſinnige Zeitung geleſen? Längſt vernarbte Wunden brachen auf. Und er erinnerte ſich an alles! Ja, es war ihm, als geſchähe nun alles noch einmal ganz neu und womöglich lebensgewaltiger als ehedem.

Dierolf und er waren damals beide zuſammen bei der Firma Hangleiter und Söhne. Pult an Pult und Geſicht gegen Geſicht hatten ſie in einem kleinen Zimmer einander gegenübergeſtanden. Dierolf war wohl um fünfzehn Jahre älter geweſen als er, aber dieſer Altersunterſchied hatte ſie nicht gehindert, eine offene, echte Kameradſchaft zu pflegen. Dierolf hatte ein breites Antlitz mit gutmütigen, trunkenen blauen Augen. Als er ſich vollends mit Elsbeth verlobt

hatte, kannte seine angeborene glückliche Laune keine Schranken mehr.

Elsbeth war eine engere Landsmännin Dierolfs. Ihre Eltern besaßen eine kleine Weinwirtschaft hinter einem dreieckigen Baumgarten.

Als Dierolf die Braut einmal über einen Sonntag besuchte, lud er seinen jungen Kollegen und Freund ein, mitzufahren.

Dierolf hatte ihm alle die Zeit vorher unermüdlich von Elsbeth erzählt, ihm die jeweiligen Photographien gezeigt, ihre wundervoll verliebten Briefe vorgelesen, kurz, ihm sein ganzes namenloses Glück anvertraut, das allein zu tragen er allem nach unfähig war. In einer schwärmerischen, übermütigen Stunde aber ging er soweit und erklärte: „Du fährst einmal mit, um sie persönlich kennen zu lernen, und dann sollst du ihr einen Kuß geben, Herzensbruder, damit du für dein späteres Leben weißt, welchen Himmel die Frauen zu verschenken haben."

„Beim Wort genommen", hatte er damals in jugendlichem Schwung sofort erwidert und eine rosige Kette freundschaftlicher Scherze daran geknüpft. Er erinnerte sich noch deutlich, daß namentlich er selber das Kußthema immer von neuem auf den Plan brachte, das sie nun von allen Seiten erschöpfend betrachteten. Gewiß, weder die Moral noch Sitte und Herkommen konnten an einem solchen in Ehren gegebenen Kusse eines Freundes, der zudem unter Aufsicht des Spenders (wenn man so sagen durfte)

geſchah, irgendwie Anſtoß nehmen. Elsbeth ſchrieb zwar ſtets ausweichend über dieſe eigenartige Sache, aber auch ſie behandelte den aufgelegten Scherz eben als einen Scherz.

Nun ſaßen ſie im Zug.

Dörfer mit blinkenden Türmen flogen vorbei.

„Freuſt dich auf deinen Kuß, Kleiner", lachte Dierolf voll Glückserwartung.

„Selbſtverſtändlich", antwortete er verwegen.

Als ſie ankamen, öffnete ſich die Gartenpforte unter einem glühenden Roſenbogen.

Dierolf breitete die Arme aus. Elsbeth flog ihm an die Bruſt. Es gab ein ſo langes Seligſein, daß ſie den Freund, der mit dem Rundhütchen in der Hand unter dem Roſenbogen ſtand, offenbar völlig vergaßen.

Auf der hohen Hausſteintreppe ſtanden eine ſchon ergraute, leiſe gebeugte Frau und ein aufrechter Mann mit braunem Haar.

„Nun kommſt du an die Reihe, Herzensbruder", ſagte jetzt Dierolf und ſtellte ihm Elsbeth vor.

Elsbeth war in der Tat ein feſtes, ſtattliches Mädchen mit dunklem, ſeitlich geſcheiteltem Haar und kecken friſchen Augen. Um ihren runden Hals hing eine große Bernſteinkette mit großen, ſchönen Perlen. Sie reichte ihm lebhaft die Hand und ſah ihm nun lachend in die Augen.

„Das war ſelbſtverſtändlich bloßer Scherz", ſagte er ſelber, aber nun plötzlich in größter Verlegenheit.

„Ausgezeichnet," rief Dierolf aus, „ich glaube gar, du haſt Angſt!" Er küßte die Braut von neuem, wie um ſeinem kleinen Freunde die Sache vorzumachen und Mut einzuflößen.

Aber er ſelber hatte ſich unterdeſſen bereits auf die Seite gemacht, indem er ſich dem von der Steintreppe niederſteigenden Manne und der ergrauten Frau vorſtellte. Zu ſeiner Verblüffung entpuppte ſich die gealterte Frau als Elsbeths Mutter, der viel jüngere Mann aber als deren zweiter Gatte. Es war ein Glück, daß er ſein Wort im Munde bezähmte und nicht mit ſeinen Gedanken herausplatzte, denn er hatte tatſächlich die beiden für Mutter und Sohn gehalten. Er bemerkte auch, wie Elsbeth und Dierolf ſeinen verwunderten Blick in ſich aufnahmen und wie ſie gewahrten, daß er ein unſeliges Eheleben urplötzlich bis in die letzten Tiefen erkannte. Ein Schauer lief ihm über den Rücken, denn es war ihm, als verſtünde er beſſer als irgend jemand, daß ein ſolch ungleichalteriges Paar eigentlich eine unnatürliche, ja unerlaubte, ſchauerliche Sache ſei. Zum Glück war, wie er noch am ſelben Tage erfuhr, dieſe Ehe kinderlos geblieben. Elsbeth war ihrer Mutter jüngſte Tochter, die Schweſtern waren bereits verheiratet.

Am Abend ſaßen ſie, Dierolf, Elsbeth und er, fröhlich beiſammen. Es war eine wunderbare blaue Sommernacht.

Sie ſaßen in einer luftigen Laube unweit des

Rosenbogens bei einem Glase Wein. Vom Talgrund herauf tasteten die verklingenden Töne eines Gartenkonzerts. Und die Linde eines nahen Brunnens atmete ihren Honig in die Welt.

Selbstverständlich bildete der verabredete Kuß nun erst recht ein Thema, das immer wiederkehrte.

Schließlich war er dermaßen umgarnt, vom Wein, von der glühenden Nacht, vom Strom der blühenden Linden, von des Freundes Übermut überwältigt, daß er sich ins Unvermeidliche fügte.

Der Kuß geschah unter der lauernden Aufsicht des glückstollen Bräutigams in aller Ehrbarkeit, zag, feierlich, obenhin, so wie ein Mann ein Kind küßt und wie ein Kind von einem Mann sich küssen läßt.

Elsbeth warf sich hernach im Stuhl zurück, schloß die Augen und lachte.

Er aber behielt, obwohl er kaum ihren Mund berührt hatte, etwas Unbeschreibliches auf den Lippen zurück, ein Gefühl, als hätte er sich da zu einer ganz namenlosen Unseligkeit verleiten lassen. Er schaute verlegen unter sich, während das lachende Ergötzen der beiden Liebesleute über ihn hinspritzte.

„Dein Wohl, Kleiner!" rief Dierolf glückstolz, nun bist du ein Mann!" Er zog Elsbeth an sich und erklärte ihr: „Du mußt wissen, es war sein erster Kuß."

Er brachte kein Wort aus sich heraus; er stieß

an und trank mit, aber der Wein ſchmeckte nun fade wie Waſſer.

Für den kommenden Morgen verabredeten ſie einen gemeinſamen Frühgang.

Dierolf ſchlief jedoch die Nacht über ſo geſund und tief, daß es eine Grauſamkeit geweſen wäre, ihn wirklich ſchon um vier Uhr zu wecken.

Er aber war nach erregenden Träumen ſchon in aller Frühe aufgeſtanden. Nun ging er mit Hut und Stock in dem kleinen Garten auf und nieder. Die Stadt ſchlief noch vollkommen. Da knarrte ein Laden über ihm im erſten Stock. Er warf einen jähen Blick hinauf und erſchrak heftig, als er ein weißes, von dunkeln Haaren umrahmtes Antlitz erblickte, deſſen große, ſuchende Augen auf ihn gerichtet waren. Aufs höchſte verlegen, lüftete er den Hut und ſchritt weiter. Schließlich ſetzte er ſich in die Laube neben dem Roſenbogen. Da ſchreckte ihn von neuem ein Geräuſch auf. Ein Schlüſſel klirrte im Schloß über der Steintreppe. Behutſame Schritte haſteten vertraut die Stufen herab. Elsbeth war bereits friſiert und für den geplanten Frühgang angezogen.

Er fuhr erſchrocken empor.

„Was tun denn Sie ſchon auf?“ meinte ſie ſcherzend und bot ihm die Hand.

Er fühlte, wie er erblaßte.

„Mein Bräutigam iſt nicht zu erwecken“, plauderte ſie, indem ſie ſich neben ihn herſetzte. „Ich habe dreimal und fünfmal an ſeine Tür gepoltert.

Und Sie, Kommerell, haben Sie denn nicht gut geſchlafen?"

Sie ſah ihm geſpannt ins Geſicht, deſſen ſteigende Bläſſe er immer deutlicher fühlte.

„O doch", ſagte er.

Sie kam dicht zu ihm her. „Haben Sie auch geträumt?"

„Ja", ſagte er tonlos.

„Was Schönes?"

Was ſollte er ihr antworten? „Nun ja", ſagte er mit einer Stimme, die ihm ſelber fremd war.

Sie legte ihren Arm auf ſeine Schultern. „War das geſtern wirklich Ihr allererſter Kuß?" fragte ſie in ſeltſamer Eindringlichkeit.

„Ja", ſagte er.

„Bereuen Sie es?" fuhr ſie fort. Ihre Stimme war plötzlich verwandelt, beinahe flehend. Nun war ihm, als ſäße ein Kind, das um ſein Mitleid warb, an ſeiner Seite, als hätte er ſie geſtern abend eigentlich tödlich beleidigt und ein unendliches Unrecht begangen, als er ihren Kuß im Grunde verſchmähte.

„Nein", antwortete er mannhaft. „Es war ja auch nur Scherz."

Sie nickte verſonnen und dunkel.

„Und ein Abſchied", fügte ſie träumend hinzu.

Er ſah ſie ſcheu lächelnd an.

„Ein Abſchied für alle Ewigkeit", ſagte ſie.

Er verharrte krampfhaft in ſeiner Haltung.

Da zog ſie ihn leiſe, ſanft und unwiderſtehlich

zu sich her und küßte ihn tief und lange auf den Mund . . .

Das alles ereignete sich in dieser Morgennüchternheit mit einer so unnennbaren Notwendigkeit, daß er gar nicht mehr daran dachte, irgendwie zu widerstreben. Tränen rannen über Elsbeths Wangen, als sie ihm den endgültig letzten Abschiedskuß auf die Lippen drückte und er daſaß und stillhielt, als wäre er ein Gefäß, das dazu bestimmt war, das letzte, tiefste, todverschwisterte Geheimnis einer Frauenseele aufzunehmen.

*

Ein halbes Jahr darauf feierten Dierolf und Elsbeth ihre Hochzeit.

Er lag damals gerade an einer Influenza im Bett und hatte also wenigstens eine Ausrede, der Vermählung fernzubleiben.

Dann kam er fort, an eine neue Filiale der Firma.

Nun hörte er nur noch selten von ihnen, denn er mied sie und hatte die Empfindung, daß sie auch ihn mieden.

Einige Jahre hindurch war das Paar allem nach durchaus glücklich. Später jedoch gab es hin und wieder Verstimmungen, ja Zerwürfnisse. Da war es vielleicht noch ein Glück, daß keine Kinder vorhanden waren.

Während eines Sommers wurde Dierolf ganz

unerwartet von einem ſchweren Augenleiden befallen. Nun erwachte noch einmal ſozuſagen eine zweite Liebe von neuer, beſonderer Art in den Gatten.

Kommerell erinnerte ſich noch lebhaft an jenen Nachmittag, da er das veränderte Paar in einem bekannten Badeort rein zufällig getroffen hatte. Planlos ſchlenderte er hier durch eine alte, breite, ſchattige Allee und ließ ſich vom Strome der Spaziergänger treiben. Da ſchlug plötzlich mitten aus der Menge etwas Unſägliches in ihn herein. Er erkannte Elsbeth nicht ſogleich. Er hatte nur die Empfindung, daß ihn etwas in ſeinen letzten Tiefen anſprang.

Das Ehepaar ſaß auf einer Bank. Dierolf trug eine dunkle Schutzbrille in einem ſehr blaſſen, grünlich ſchillernden, aber immer noch verhältnismäßig vollen Geſicht. Sein ſtolzer Bart hing mit einer gewiſſen Müdigkeit und Läſſigkeit um den Mund. Er ſaß ſinnend, mit leiſe geſenktem Haupt da. Elsbeth trug ein weißes Kleid. Sie erſchien auffallend jung neben ihrem ſichtlich gealterten Manne. Sie las ihm aus einem Büchlein vor. Es ſchien, als läſe ſie ſchon einem Bewohner einer anderen Welt. Da wurde das Paar von vorbeiſchreitenden Bekannten begrüßt. Nun dankte aber Dierolf mit einer ſo ſchwungvollen, jugendlichen Armbewegung, daß man alle Gedanken an ſeinen Verfall ſofort als ein Unrecht zurücknahm.

Gleich darauf grüßte auch Kommerell, allein das

Paar verfolgte bereits die weiterſchreitenden Bekannten, ſo daß ſie ihn nicht beachteten.

Ein paar Tage darauf erhielt er zu Hauſe eine Traueranzeige, worin Elsbeth ihren Verwandten und Bekannten die Nachricht vom Ableben ihres Mannes mitteilte. Dierolf war noch am ſelben Sonntagnachmittag einem Herzſchlag erlegen . . . Jener Armſchwung hatte alſo doch getrogen.

Er hatte dann eine gedruckte Kondolenzkarte abgeſandt. Seitdem hatte er nichts mehr von Elsbeth gehört. —

Es klingelte.

Kommerell ſprang auf.

Das iſt ſie ſicher, dachte er ſofort. Er zupfte krampfhaft ſeinen Anzug zurecht. Warum ſollte ſie denn keinen Beſuch machen? Im übrigen werde ich hier ausziehen, gleich am nächſten Quartal, dachte er mit einem entgegengeſetzten Teile ſeines Weſens.

Nun hörte er aber, beinahe mit einer gewiſſen Enttäuſchung, daß Marie mit einer Männerſtimme unterhandelte.

Kommerell ſah auf die Uhr. „Der Briefträger", murmelte er. Dann ſchritt er vor einen Spiegel. Sein Geſicht war im Lauf der Jahre breit geworden. Die Haut war ſtark gerötet. Er ſtellte das mit einer gewiſſen Verachtung gegen ſich ſelber feſt.

Marie legte ſchüchtern einen Brief auf den Tiſch. Kommerell wandte ſich verdroſſen ab, aber der Spiegel warf dabei ſeine Geſtalt von neuem ins Licht. Er

machte nun geradezu eine gewisse Armbewegung, ja, er ahmte, ohne es zu wollen, den grüßenden Dierolf nach. War er ebenfalls dem Verhängnis nahe? Entsetzt hielt er inne. Das ist die reinste Narrheit, sagte er sich. Wie kann ein unschuldiger Kuß eines dummen Jungen eine solche Bedeutung im Leben eines erwachsenen Mannes haben! Das ist alles Unsinn! Wenn sie doch noch käme! Er zog eine neue Kragenbinde an.

Er war kaum damit fertig, als tatsächlich wieder die Klingel ging und diesmal stark, scharf.

„Das kann nur Elsbeth sein", behauptete er ohne jeglichen Grund.

Sein Herz klopfte rasend. Er hörte Marie umständlich darauf losreden. Wahrscheinlich beging sie wieder eine ihrer bekannten Verkehrtheiten. Schließlich nötigte sie die Besucherin, den Hut abzulegen. Er war auf dem Sprung, hinauszutreten, um die Sache ins reine zu bringen. Da ging die Tür zum Empfangszimmer.

Aber nun erschien die Alte in vollendeter Haltung und brachte ihm auf einer Platte eine Besuchskarte: Elsbeth Dierolf, geborene Rupp, stand darauf.

Die Karte hüpfte nur so in seiner Hand. Marie sah feierlich zu ihm herüber. Sie tat gerade, als wisse sie, worum es in diesen Minuten ging.

Kommerell zog mit dem Zeigefinger den Leinenkragen tiefer, um sich Luft zu verschaffen, gab sich einen letzten Ruck und betrat das kleine Empfangszimmer.

Tatsächlich hatte Marie vergessen, den Rolladen hochzuziehen; nur dessen unterer Teil war hinausgeschoben. Das war das erste, was er bemerkte.

So saß Elsbeth in einer geheimnisvollen, von einem großen Sonnenfleck gehobenen Halbhelle. Sie trug ein weißes, mattblau gestreiftes Kleid und weißen Hut mit luftigem Rand, unter dem der trockene Glanz ihres dunkeln Haares ganz besonders zur Geltung kam. Sie war etwas voller geworden und erschien dadurch ein wenig kleiner.

„Hoffentlich gibt es irgendeine Entschuldigung für meine Kühnheit", sagte sie liebenswürdig. „Aber ich konnte mich jedenfalls nicht entschließen, als Ihre Nachbarin, die ich durch Zufall nun einmal geworden bin, Ihnen wie einem Fremden auf der Straße zu begegnen."

„Aber bitte", entgegnete er erregt. „Ich bin sehr glücklich, Sie wiederzusehen."

Sie setzte sich und senkte eine Sekunde den Blick. Dann warf sie in jugendlich kecker Bewegung den Kopf herüber und sagte unbefangen: „Wohnen Sie schon länger hier?" und das Weiß ihrer Zähne blitzte.

Sie ist jünger denn je, dachte er fiebernd. Dann antwortete er: „Ja, seit Jahren schon."

„Seit Jahren", wiederholte sie träumend, während ihre runden weißen Finger mit einem kleinen Saffiantäschchen spielten. Er fand sie berückend, und er war nun nahe daran, irgendeine Torheit zu begehen.

Aber da warf sie wieder wie vorhin den Kopf herüber. „Sind Sie immer noch ledig?“ fragte sie vollkommen unbefangen.

„Selbstverständlich“, entegnete er schweratmend.

Sie streifte ihn mit einem eigentümlichen Lächeln und errötete leise.

„Vollends noch selbstverständlich“, scherzte sie dann.

„Ja“, sagte er bestimmt, tief, kurz und nicht ohne gewissen Vorwurf.

„Wie lange ist es doch her, daß wir ...“ — sie machte eine kaum merkliche Pause — „uns kennen lernten?“

„Wie lange? Mir kommt es fast vor, als wäre es gestern gewesen“, antwortete er.

„Mir nicht“, erzählte sie nachdenklich. Sie sah vor sich nieder. „Was hat man seither nicht alles erlebt!“ Sie seufzte kaum hörbar.

Ein grenzenloses Mitleid, eine ganz unendliche Verliebtheit fiel ihn an. Er wußte sich keinen Rat mehr, er stand auf, streckte ihr seine Hand entgegen und sagte gerade heraus, unvermittelt, kopflos und gewaltsam: „Wollen Sie meine Frau werden, Elsbeth?“

Sie warf den Kopf überrascht herüber und lächelte ihn groß an. Dann aber veränderte sich ihr Wesen mit einemmal. Eine unsägliche Ernüchterung schien über sie zu kommen. Sie wandte sich wehmütig ab und sah versonnen vor sich hin. „Erinnern Sie sich meiner Eltern noch?“

„Ganz deutlich", antwortete er sofort.

„Mutter starb nicht lange nach meiner Hochzeit." Ein Zucken zerriß ihre schönen Gesichtszüge. Doch sie faßte sich sogleich und sagte tief aufatmend: „Gott sei Dank."

Kommerell hörte ihr mit starr hochgezogenen Brauen zu.

„Ihr Mann, mein Stiefvater, lebt heute noch", fuhr sie fort. „Er ist ein kreuzbraver Mensch, aber er war um fünfzehn Jahre jünger als seine Frau. Das war nicht gut. Das war entsetzlich im Grunde genommen."

Kommerell nickte verständnisvoll vor sich hin.

„Ich bin unterdessen ebenfalls alt geworden", sagte sie.

„Das ist nicht wahr", widersprach er glühend.

„O doch, so eine Ehe ist kein Jungbrunnen", erklärte sie leise.

Nochmal fiel ihn ein ganz grenzenloses Mitleid an und noch einmal fragte er wie vorhin: „Wollen Sie meine Frau werden?"

„Wissen Sie, daß ich zwei Jahre älter bin als Sie?" sagte sie, indem sie mit ihrem Saffiantäschchen spielte und wartete, was er nun darauf antworten würde.

Aber er entgegnete flammend: „Nein, jünger sind Sie, jünger als je einmal und jedenfalls viel jünger als ich, um einen ganzen Himmel jünger als ich!"

Sie sah seltsam lächelnd zu ihm herüber: „So

ungefähr muß mein Stiefvater zu meiner Mutter gesprochen haben, als er um ihre Hand warb, denn sonst wäre es in alle Ewigkeit unerklärlich, daß sie, die kluge, überlegene Frau, ihm in diesen Jahren noch ihr Jawort gegeben hätte." Sie hielt eine Weile inne. „Was sagen nun Sie dazu?" meinte sie dann und sah ihm gespannt in die Augen.

„Das sind ganz grundverschiedene Fälle, das sind Fälle, die sich niemals vergleichen lassen", schüttete er sich glühend aus. Er rückte seinen Sessel gegen sie her und ergriff ihre beide Hände.

„Solche Vergleiche sind überhaupt nicht erlaubt..."

„Zwei Jahre bin ich jedenfalls älter", beharrte sie.

Er lachte hell auf: „Zwei Jahre, und darüber sollte unser Himmel einstürzen?"

Er umschlang sie glühend und küßte so recht zum ersten Male ihren ewig unvergeßlichen Mund.

Sie aber schloß die Augen und ließ es geschehen.

Das Studentenhaus

Weiß Gott, wie dieſe Studenten erfahren hatten, daß Eberhard Wildt in dieſer wunderſamen Muſenſtadt ſein Zelt aufgeſchlagen hatte.

Aber er war tatſächlich vom Erſtchargierten einer Landsmannſchaft aufs feierlichſte eingeladen worden, bei einem Ehrenkaffee eine Sängerin auf dem Klavier zu begleiten. Die Sängerin hieß Martha Rümelin, und er erinnerte ſich dunkel, daß er bereits irgendwie von ihr gehört oder auch geleſen hatte. War es nicht dieſelbe, die irgendwo auch einmal ein paar ſeiner Lieder geſungen und damit einigen Erfolg gehabt hatte?" Vielleicht.

Eberhard Wildt lachte leiſe auf. Er ſaß in einem weinumrankten, mit roten Ziegeln gedeckten Gartenhaus, das ſo ſymphoniſch im blauen Winde krachte und durch deſſen Fenſter der Sommer unaufhörlich irgendein Glitzertröpfchen ſeines Wunderſchwalles hereinſchickte: ein fliegendes Blättchen, einen glühenden Schmetterling, eine vom Wege abgekommene Hummel, drollige, eilige Laufkäfer und tauſenderlei Unberechenbares. Wildt hatte dieſes Gartenhaus der alten Frau Vellnagel ſchließlich um Gottes Barmherzigkeit und ein tüchtiges Stück

Geld abgemietet. Zuletzt hatte ſie ihm ſogar ihr Stubenklavier, auf dem ihre Tochter Anna einſt ſo wundervoll muſiziert hatte, angetragen und in den Mietraum ſchaffen laſſen. Sie hatte von Natur aus eine gewiſſe Schwäche für die Kunſt; ihre Tochter Anna hatte beim Univerſitätsmuſikdirektor Stunden genoſſen, und dann war es eben über alles ungewöhnlich und wunderlich erregend zugleich, einen fahrenden Muſiker, der obendrein vorausbezahlte, als Mieter im Garten am Fluſſe zu haben, auf deſſen Spiegel die Studenten und Studentinnen ihren fröhlichen Kahnfahrten oblagen.

Eberhard Wildt ſaß auf dem Drehſtuhl am Klavier, die ſpitzen Ellbogen auf die dicht zu ſich herangerückte kahle Tiſchplatte geſtützt. Vor ihm lag der Brief der Landsmannſchaft. Er hatte ihn bereits bejahend beantwortet. Neben dem Papier lag ein Stehkragen und eine dunkle Kragenbinde, die er ſeit dem Tode ſeiner Mutter nun dauernd trug. Er warf das rechte Bein über das linke und ſchlenkerte erregt damit. Das war beinahe erheiternd, wie ſich nun alles gegen das Ende zuſammendrängte. Als ob er dieſe rätſelhaft lockenden, trügeriſchen, feindſeligen Kräfte, die nun wieder ihr Spiel trieben, nicht zur Genüge und Übergenüge kennen gelernt hätte! War nicht ſein ganzes Leben im Grund ein immerwährendes törichtes Hinhorchen und Warten dieſem ewig fliehenden und kommenden Spiel gegenüber geweſen, das ihn immer nur narrte?

„Nein," ſagte er hart und ſchroff vor ſich hin, „diesmal kommt der Schluß!" Er meißelte die Worte gleichſam in die Luft hinein. Er blinzelte nach der dämmerigen Ecke hinter der Bettlade, wo die ſilbernen Hälſe dreier Flaſchen leiſe glühten. „Nach der dritten iſt Schluß für immer."

Er griff in die Rocktaſche und brachte einen Brief zum Vorſchein: An Herrn Franz Xaver Windolf zu Leipzig, Leſſingſtraße 15, drei Treppen links.

Er lachte beinahe. Vermutlich gab es zu Leipzig eine Leſſingſtraße; das konnte ſogar als wahrſcheinlich gelten; aber einen Franz Xaver Windolf gab es in der Leſſingſtraße kaum, vielleicht in ganz Leipzig keinen, jedenfalls auf den drei Treppen links fünfzehn keinen. Das Schreiben würde mithin als unbeſtellbar dem Abſender zurückgeſandt werden. Als Abſender hatte er auf dem Umſchlag einen Otto Ludwig Görlich, Berlin W 26, Potsdamer Straße 28, Erdgeſchoß rechts, angegeben. Eine Potsdamer Straße gab es in Berlin, vielleicht auch ein Erdgeſchoß 28 rechts; aber einen Otto Ludwig Görlich gab es dort ſicher nicht. Alſo lief der Einſchreibebrief an eine Zentrale, wo er geöffnet wurde und dann endlich an den Notar ſeines Heimatortes.

Bis dahin war längſt alles geſchehen; bis dahin glitten längſt die Wellen über ihn hinweg, und die bunten Studenten ſangen wie immer, und weißgekleidete Studentinnen ließen ſich wie immer in den

Kähnen forttreiben und laſen während der Fahrt halb träumend und verſunken in ſchöngebundenen Büchern.

Wildt vermachte in dieſem letztwilligen Schreiben alles, was er noch beſaß, auf gut Glück, einem Manne namens Gotthilf Schwab zu Stuttgart, der ihm genau ſo bekannt, das heißt unbekannt war wie jener Franz Xaver Windolf zu Leipzig oder jener Berliner Otto Ludwig Görlich. Immerhin hatte er den Stuttgarter Namen wenigſtens, freilich rein aufs Geratewohl, einem Adreßbuch entnommen. Je nachdem dieſer Gotthilf Schwab nun in irgendeiner Lage war, würde er ſich ordentlich darüber empören, von einem armen Muſikanten letztwillig beſchenkt zu werden. Aber vielleicht war der Mann, der nun ſein Erbe antrat, ebenfalls ein armer Teufel, ja ſchließlich ebenfalls ein Muſikus, der keinen Drucker mehr fand. Es war alles möglich auf dieſer weiſeſten aller Welten. Doch verfuhr das Schickſal oder wer ſonſt immer die Güter dieſer Erde verteilte, nicht ebenſo? Streute es nicht wahllos und blindlings, ohne ſich im geringſten um Würdigkeit und Gebrauch zu bekümmern, das Glück dahin und dorthin? Es war ſomit durchaus in der Ordnung, daß eben jener Gotthilf Schwab und kein anderer die nahe Erbſchaft antrat. Am Ende war dieſer Mann immerhin ein Menſch, der etlichen Gebrauch davon machen würde.

Nun beunruhigte aber den Muſikus Wildt

plötzlich das Erinnerungsbild eines hochaufgeſchoſſenen jungen Mannes mit feuchtdunklem, über die linke Schläfe hängendem Haarwiſch und grünlichfahlem Geſicht. „Nein, wenn etwa ausgerechnet dieſer Jüngling Gotthilf Schwab hieße, das käme mir doch ungelegen", redete Eberhard Wildt vor ſich hin. Er hatte ſich ſeinerzeit einmal auf einem Kirchweihtanz mit dem Beſchriebenen gerauft und dabei nicht eben ſehr gut abgeſchnitten. Übrigens wäre ſchließlich ſelbſt dieſe Möglichkeit völlig belanglos. Er hatte damals ſelber auch ordentlich drauflosgehauen; mochte alſo der andere nun immerhin ſeine Muſikſtücke erben.

Von ſeiner Mutter beſaß Wildt noch etlichen Schmuck: eine koſtbare Uhr, eine große ovale Broſche mit mildglühendem, braunem Stein, ein buntes Handtäſchchen mit Goldfranſen und kunſtvollem, goldenem Bügel. Alles andere hatte er zu Geld gemacht und verbraucht.

Dieſe Gedanken machten ihm das Herz plötzlich noch einmal ſehr ſchwer. Es war nur gut, daß Mutter bereits ihren Weg in die Ewigkeit gegangen war. Er freute ſich nun mit einem beſonderen Dank gegen die göttliche Weisheit förmlich darüber. Das Entſcheidende war, daß dieſe Mutter, die ihr Letztes an ihn verſchwendet hatte, mit Licht im Herzen und ſüßer Hoffnung auf ſeine Zukunft geſchieden war. Er freute ſich wirklich, daß ſie tot war und längſt alles überſtanden hatte. —

Überm Fluß drüben wurde geklopft und gehämmert. Da baute tatsächlich irgendein lieber Nachbar noch einen Balkon an die Front seines Hauses, um Aussicht über das Wasser hinweg in die endlose Welt zu haben. Es erschien in diesem Augenblicke unbegreiflich, ja tollkühn, was dieser Mensch da im Sinne hatte. Es schien, als wollte dieser verwegene Tor, der allem nach unbedingt einen Balkon benötigte, von hier aus dem beginnenden Zusammenbruch der Welt zuschauen.

An einem der Gartenhausfenster drehte sich ein an einem Spinnfaden hängendes welkes Blatt in seltsam erregten Wirbeln. Dieses Blatt hing genau mit derselben Sicherheit in der Welt wie dieser tollkühne Balkon des Nachbars und dessen Haus und alles andere: die Menschen, der Fluß, die Lieder, die Sonne, die Sterne.

Lohnte es sich denn überhaupt noch, den Stehkragen anzuziehen und den Einschreibebrief für Leipzig, Berlin und so fort auf die Post zu tragen?

Aber hatte er denn nicht noch diese verrückte Einladung dieser verrückten Studenten angenommen, die ihn um jeden Preis vor seinem Ende zu brauchen schienen?

Vom Haus der Landsmannschaft flatterte eine besonnte bunte Fahne. Die Jugend, die Jugend! Der ganze selige Zauber an einem glitzernden Spinnfaden! Was hatte er selber nicht einst für

Jahre ſüßeſter Qual durchſchritten, einzig jener Melanie zuliebe, die nun Gott ſei Dank den Mann beſaß, der ihr gebührte. Er hatte damals, in den Zeiten ſeines Aufſtiegs, eine Weile als Aftermieter im oberen Stocke des alten Hauſes ihres Vaters gewohnt und muſiziert. Melanie war ein harmloſes, blondes Mädchen mit unſchuldigen Blauaugen und einem liebſten Unſchuldslächeln geweſen. Es war die ideale Liebe, die ſie zueinander hatten, er der kommende Künſtler und ſie das begüterte, hübſche Kaufmannstöchterlein. Sie waren unter den Augen der Eltern in aller Unſchuld, wenn auch ohne bindenden Verſpruch, eine Weile hindurch ſo gut wie verlobt. Manchmal hatte es freilich auch ſtark den Anſchein, als ob man ſie beide eben als Kinder betrachte, denen man ihr erſtes unſchuldiges Blühen ließ, um ſie vor ſpäteren, entſcheidenden Torheiten zu bewahren. Melanié reifte indeſſen heran und begann allmählich ihre Rolle in der Geſellſchaft zu übernehmen. Neue Verehrer traten in den Geſichtskreis, und neue Lichter fielen auf den verwöhnten Muſiker, der als Aftermieter im Hauſe wohnte. Die Eltern aber begannen jetzt mit einem gewiſſen Ernſt Melanies Auftreten zu leiten. Melanie ſelber war immer noch Kind genug, ihrem Liebſten Treue zu halten. Allein auch ſie fing ſchließlich unbewußt und unwillkürlich an, zu vergleichen und abzuwägen. Richtig, jener Kaufmannsjüngling, dem ſie damals auf einem Waldfeſt, wenn auch nur für eine kurze

Weile, den Vorzug gab, hatte ebenfalls über die linke Schläfe gekämmtes Haar. Vielleicht hatte er ſich eben darum ſpäter mit dem andern auf der Kirchweihe gerauft.

Eberhard Wildt erinnerte ſich nun deutlich, daß er in jenen unvergeßlichen Sekunden, als Melanie ihn das erſtemal mit einem andern, wenn auch unbewußt, abwägend verglich, ſeine Liebe eigentlich für alle Zeiten aus war. Melanies Vaterhaus ſtand am Hintern Markt. Das Haus enthielt weite, dämmerige Räume, in denen ſchwere, dunkle, mit blühenden Häkeldecken aufgefriſchte Möbel ſtanden. Die Fenſtergeſimſe waren von ungewöhnlicher Tiefe, die Geſimsplatten förmliche Tiſche. Es war eine Himmelsluſt geweſen, in den erſten Zeiten aufkeimender Liebe dort an Melanies Seite auf die ewig lebendige Straße hinauszuſchauen. Aber ſpäter ſtand auch einmal jener Kaufmannsjüngling mit dem über die Schläfe hängenden Haar gleich naiv und gleich jungſelig wie er ſelber unter einem dieſer Fenſter. Ein dritter und vierter Bewerber tauchte auf. Es war alles durchaus ehrbar, harmlos und berechtigt. Es war eben die Zeit, da ein junges, reiches Mädchen in die Wahl kam, da die verliebten Eltern ihrer Pflicht nachkamen, dem einzigen Kinde den Herrlichſten und Beſten unter den Guten ausſuchen zu helfen. Er verzog dann und überließ das umlagerte Paradies ſeinen Nebenbuhlern.

Da brachte die Poſt einmal ganz unverſehens einen Brief von Melanies Hand. Warum er nichts mehr von ſich hören laſſe? Ob er die ſchönen, trauten alten Zeiten vergeſſen hätte? fragte ſie. Ihre Zeilen ſchienen vor Heimweh zu glühen. Auch Melanies Mutter fügte ein paar innige Worte bei, und ſelbſt der nüchterne, kleine, dicke, ſonſt ganz in ſeinem Geſchäft aufgehende Vater ließ freundlichſt grüßen.

Er antwortete alſo und erhielt ſofort wieder Antwort. Der Weg war bereitet. Der Kampf war irgendwie plötzlich zu ſeinen Gunſten entſchieden worden. Das Abwägen hatte ein Ende. Die Vergleiche waren aufgegeben. Seine Zukunft war anerkannt. Er konnte Geld haben und weiterſtudieren. Kurz, der Himmel ſtrahlte wie nur je in Liebeszeiten. Er fuhr alſo hin. Melanie und ihre Mutter waren allein, als er ankam. Der Vater war verreiſt. Sie empfingen ihn mit kaum verhaltener Spannung und Feierlichkeit. Es war die offenkundigſte Verlobungsluft, die ihn ſofort anwehte. Er drückte Melanie die Hand. Die Mutter nahm ſeine andere in Beſchlag. Man führte ihn in das große, milddämmerige Wohnzimmer. Ein prunkender Strauß gemiſchter Roſen ſtand irgendwo auf einem Tiſch. Man plauderte aufgeregt. Alle Worte hatten einen ſeltſamen Hinterſinn. Man aß und trank und wartete im Verein mit den ſchweren, dunkeln Möbeln, den blühenden Spitzendecken und den

Prunkroſen auf ein Ereignis, das nun irgendwie Geſtalt annehmen mußte. Schließlich verließ Melanies Mutter das Zimmer. Hatte ſie nicht tatſächlich etwas von einer Flaſche Keßler Kabinett geſagt? Alſo ſaß er allein neben der Liebſten auf dem breiten, dunkelroten Sofa. Doch er ſchwieg infolge einer unerklärlichen, namenloſen Ernüchterung, über die er nun um alles in der Welt nicht Herr zu werden vermochte.

Melanie nahm ſeine Hand in die ihrige. „Warum biſt du traurig, Schatz?“ fragte ſie.

„Bin ich traurig?“ ſagte er erzwungen.

Melanie wandte ihm ein zuckendes, verwirrtes Antlitz zu. Ihr Mund ſtand leiſe offen. Ihre Zähne ſchimmerten ſcharf aus dem Rot der Lippen; die untere Reihe war irgendwie unregelmäßig, ihm heute völlig neu, fremd. Sicher haben alle die andern eben dieſer Zähne wegen nicht zugegriffen, dachte er plötzlich. Auch der Jüngling mit dem Schläfenwiſch hat wohl aus dem gleichen Grunde den Rückzug angetreten, dachte er noch einmal. Errötend wandte er den Blick ab.

Melanie ſaß todblaß und wartend neben ihm.

Da wollte er ihr tatſächlich aus purem Mitleid einen Kuß auf die Lippen lügen. Doch ſie entzog ſich ihm gekränkt.

Nun trat die Mutter ein.

Er entdeckte es jetzt erſt, daß ſie ihr Staatskleid trug. Sie warf einen forſchenden Blick auf das

Paar; ihr Lächeln gefror im Werden; ihr breites, rundes Antlitz erblaßte. Sie bemeisterte sich indessen und trug nun wirklich eine Flasche Sekt und drei geschliffene Gläser auf. „So einem seltenen Gast zu Ehren muß man schon eine Ausnahme machen", erklärte sie erkünstelt. Der Pfropfen knallte. Der Wein schäumte. Man stieß an und trank. Aber auch der Wein konnte nichts mehr ändern.

Es war jämmerlich, erbärmlich, nichtswürdig für alle Zeiten, wie er die beiden Frauen mit blöder Höflichkeit für immer verließ. Er hätte sich damals gleich vor den Zug werfen müssen; dann wäre heute alles vorbei, was nach solchen Zeichen doch kommen mußte. Aber damals hatte seine Mutter noch gelebt!

*

Frau Vellnagel brachte das Mittagsmahl. Eberhard Wildt fuhr verblüfft empor. War es schon um diese Stunde? Mit grinsenden Blicken nach den silberglühenden Flaschenhälsen in der Ecke begann er seine Mahlzeit. Er aß mit Überwindung, kleidete sich langsam an und verließ das Gartenhaus.

Eigentlich war es schon reinste Verrücktheit, was er da unternahm. Da klomm nun einer, der soeben sein Testament auf einen Gotthilf Schwab an den Notar der Post übergeben hatte, in der Sonnenglut einen steilen Hügel empor, an Garten und Garten

vorbei, zum Studentenhaus hinauf, wo nun ein muſikaliſcher Nachmittagskaffee, den dieſe jungen Leute geplant hatten, ſtattfinden ſollte. Er kam ſich vor wie ein Narr, der über einen im Sinken begriffenen Steg wandert und nun hier noch tollverzerrte Luſtſprünge ausführt. Er fand das Haus nicht gleich.

Nun hörte er große Schritte den Berg heraufhaſten. Hinter ihm ſtieg ein Student in blühender Kneipjacke und Mütze daher und trug einen verdeckten Gegenſtand, einen Rieſenkuchen oder dergleichen auf den Armen. Eberhard Wildt hatte richtig geraten, und ſchon nach einer kurzen Strecke öffnete ihm der ſchmucke junge Mann eine Gartenpforte. Es war eine beſondere Zeit in der Welt. Die Stillen und alle, die Ohren dafür hatten, hörten die Uhren der Ewigkeit gehen, und auch die Lauten wurden heimlich davon angeſteckt. Aber in dieſem Hauſe herrſchte zu dieſer Stunde das Weltwunder einer reinen, gottgeſchenkten, ungetrübten, hochaufblühenden Freude. Es war fabelhaft, was dieſe blaue Jugend immer noch für fabelhaft göttliche Programme in dieſe wirre Welt hineinzuzaubern ſich erkühnte. Hatten dieſe Studentlein da geſtern abend im Muſeumsſaal in der Stadt unten dem Vortrag eines ehrwürdigen Dichters gelauſcht, und nun waren ſie auf den Gedanken gekommen, ihrem Poeten zu Ehren an dieſem glühblauen Nachmittag bei Kaffee und Kuchen eine Sängerin zu hören.

Das konnte nur eine ſolche fabelhafte Jugend aushecken.

Eberhard Wildt ſtieg die Innentreppen des Studentenhauſes empor. In einem der oberſten Zimmer wurde er in der Tat einem Fräulein Martha Rümelin vorgeſtellt, ebenſo dem gefeierten Dichter von geſtern abend.

Martha Rümelin war eine mittelgroße, ſtämmige Perſon mit braunen Augen und ſchönen Zähnen; ihre dunkeln Haare waren durch eine ſchimmernde Linie geteilt.

Man trank hier, während der Hauptſchwarm der Hausbewohner in den unteren Räumen fröhlich lärmte, ein Glas Moſelwein, gleichſam zum Bekanntwerden. Das war abermals eine neue Gepflogenheit dieſer ſeligen Jugend. Wildt ſaß ſtumm und benommen und doch in einem ſeltſamen innerſten Schwung am Tiſche.

„Ein guter Tropfen", meinte der Dichter. Er war ſchon ein alter Knabe mit weißem Kraushaar.

„So etwa müßte mein eigenes Haar einmal werden", dachte Wildt unwillkürlich, indem er ſich am Stuhle feſthielt. Dann wiederholte er, weil alle ihn anſahen und auf ein erſtes Wort von ihm warteten, die Worte des Vorredners: „Ein guter Tropfen."

Die Studenten ſtaunten ihn an, und Martha Rümelin nickte leiſe dazu.

Übrigens war dieſe Martha Rümelin ein offenkundiger Schalk.

Zum Kaffee ſtieg man in den Garten hinunter, wo die buntbejackten Füchſe einige Tiſche kunſtvoll und mit vielen fröhlichen Erwägungen in die Schatten der Bäume rückten. Das war ein neuer, aus der Stunde quellender Zauber, ein neues fröhliches Hantieren, bis alle die vielen Köpfe ihre gewollten Plätze im Schatten an den Tiſchen hatten. Unter den Anweſenden war ein guter Teil Studentinnen in hellen Kleidern, die das Sommermärchen vollends zur Tatſache machten. Lichte Wölkchen ſegelten an den nahen grünen Hügeln hin, tauchten unter und ſtiegen wieder empor. Vom Tal herauf flimmerte der blaue Fluß durch das Grün der Bäume.

Der Schwarm plauderte durcheinander. Hin und wieder flatterte bereits eine Kehle. Und ſchon ſtieg dann und wann in das anmutige Lachen der Studentinnen ein ſilberner Kehlton der Rümelin, ſo daß das Konzert ſich ſchließlich wie von ſelber verwirklichte. Man verfügte ſich in den geräumigen Kneipſaal. Und nun ſaßen die Zauberjungfern neben den friſchen, bunten Burſchen auf kunſtvollen gotiſchen Eichenſtühlen mit hohen Lehnen an der feierlichen Tafel des kühlen Saales in luſtvoller Erwartung. Obenan thronte der greiſe Dichter. Am Klavier ſtand Martha Rümelin mit leiſem Rot auf den Wangen und verhaltener Glut in den Augen.

Eberhard Wildt saß auf einem Drehstuhl neben der Sängerin, aufrecht, den dunkeln Lockenkopf unbeweglich auf dem schlanken Halse.

Martha Rümelin sang ganz so, wie man in diesen Räumen zu dieser Stunde singen mußte.

Wildt spielte wie immer ohne Noten, auch die Schöpfungen anderer. „Wie kann nur ein Mensch, der kein Narr und kein Verbrecher ist, auf den Gedanken kommen, sich selber ums Leben zu bringen?“ rief es auf einmal in ihm. Er blinzelte seitwärts in die Reihen der Zuhörer. Es war etwas seltsam Herrliches, diese jungen Rosengesichter derart in einem unbegreiflichen Scheine zu sehen. Martha Rümelin war besonders im volkstümlichen Liebeston eine Meisterin. Sie erschuf aus dem Einfachsten und Unscheinbarsten eine Fülle unendlicher Schönheiten. Ihr ganzer Körper war Gesang; ihr dunkles Haar sang mit; ihr silberner seitlicher Scheitel erblitzte liedgemäß. Tausend neue Welten standen offen neben der gewohnten Alltagswelt, darin man sorgte, Selbsttötung beging und Testamente verfaßte, die nur Narren einfallen konnten, weil es ja doch unmöglich war, in diesen wundersamen Endlosigkeiten irgendein Ende zu erreichen.

Martha Rümelin glühte ihren Begleiter unwillkürlich an, als das neue Lied aus war.

Sie ist wundervoll, dachte Eberhard Wildt.

Die Hörerschaft trampelte Beifall. Der greise Dichter am Tafelende saß da wie der Gottvater der Bibel.

Nun kam eines der Wildtſchen Lieder an die Reihe.

Das iſt kein Lied mehr von mir, dachte Wildt, das kommt aus tieferen Bronnen. Seine Finger ſchienen ihm zu zerfließen. Das war auch kein Klavier mehr, was er nun unter den Händen hatte, das war ein drittes, mitwiſſendes Weſen, das vollkommenes Eigenleben beſaß. Und plötzlich befiel ihn die Angſt, dieſes fabelhafte Inſtrument möchte nun ſeine Gefolgſchaft verweigern und eigene Wege gehen, um das Teſtament eines Verbrechers unter dieſe ahnungsloſe Jugend zu ſchleudern. Ein feuchtes Gruſeln kroch ihm den Rücken herauf. Wie konnte ein Menſch, der kein vollkommener Narr war, drei Flaſchen für ſein Ende bereitſtellen?

Sie mußten das Lied wiederholen. Aus Verſehen oder auch aus Schelmerei ſang Martha Rümelin überdies die letzten Strophen zweimal nacheinander:

Die Jungfrau tat das Fenſter zu.
Der Regenwind gab endlich Ruh'.
Die Sonne ſchien ins blaue Land,
und drüber hing ein Seidenband.

Ein Wandersburſch, der ſtehen blieb
am Bug im grünen Tal,
rief hell herauf: Grüß Gott, mein Lieb!
Grüß Gott viel tauſendmal!

Nach dem Konzert hielt der Dichter eine kleine Rede. Er ſprach leiſe und ergriffen und dankte den Studenten für den ſchönen Nachmittag. „Es war ein ſeltenes Feſt", ſchloß er bewegt und drückte jedem einzelnen die Hand.

Auf dem Heimweg ſchritten Eberhard Wildt und Martha Rümelin allein über den Hügelkamm. Eine hohe Glut umſpannte die Welt. Sie ſetzten ſich, um die Landſchaft zu genießen, in der Nähe eines Ausſichtsturms für ein Weilchen auf den Raſen nieder.

„Das war ein feiner Tag", ſagte Martha Rümelin.

„Hat er Ihnen gefallen?" fragte Wildt zerſtreut.

„Ich hoffe, Ihnen auch."

„Jawohl", antwortete er nachdenklich.

„Sind Sie immer ſo ſchwermütig?" fragte ſie.

„Bin ich ſchwermütig?"

„Aber ſehr", lachte ſie frei heraus.

„Vielleicht habe ich Grund dazu", erklärte er.

„Wenn man ſolche Lieder erfindet wie Sie, hat man keinen Grund dazu? Ich habe Sie mir ganz anders vorgeſtellt. Ich bekenne es offen."

„Wirklich?" fragte er erſtaunt.

„Tatſächlich", ſagte ſie ſpitz.

„Wie denn?" forſchte er eindringlich.

„Nun, ſo ungefähr wie dieſen greiſen Dichter, der geſtern abend ſo wunderbar jung war,

jünger als ich oder gar Sie. Da hätten Sie dabei ſein müſſen. Das hätte Ihnen ſicher Freude gemacht."

Wildt ſenkte den Kopf, um das Gartenhaus, deſſen Haube nun unterm Flußband grellrot heraufglühte, nicht zu ſehen.

„Haben Sie eine neue Kompoſition in Vorbereitung? Ich freue mich immer darauf, Neues von Ihnen zu ſingen", erklärte Martha Rümelin friſchweg.

„Nein", bekannte er dumpf.

„Aber, aber! Was Sie für einer ſind!"

Er zerfaſerte einen Grashalm.

Martha Rümelin lachte hellauf. Dann ſagte ſie: „Meinen Sie nur nicht, unſereiner hätte nicht auch ſo mancherlei hinter ſich."

Er ſtarrte ihr ſtumm ins Geſicht.

„Jawohl. Ich hatte mir ſogar einmal bereits Gift verſchafft", erzählte ſie ohne alle Umſtände.

Wildt ſuchte unwillkürlich ihre Hand.

„Es war keine Kleinigkeit. Ich hatte alle meine Lebenshoffnungen, die Hoffnungen und Grundfeſten meiner Eltern auf meine Kunſt geſetzt. Und dann ſtand ich eines Tages vor dem Entſetzen, vor der unbedingten Unmöglichkeit, weiterzumachen."

Eberhard Wildt ergriff auch ihre andere Hand. Herrgott, iſt ſie ſchön! dachte er unwillkürlich; das iſt noch eine Frau!

„Ich kenne das", erklärte er dann.

Sie ſchüttelte den Kopf. „Nein, das kennen Sie eben nicht. Haben Sie ſelber nicht die Möglichkeit, ſich aus aller Not durch Ihre Kunſt zu befreien?"

„Sie etwa nicht?" verſetzte er.

„Nein; ich ſchwimme in den Farben der andern, mit eigener Seele in fremden Bächen", behauptete ſie.

Wildt ſchüttelte energiſch den Kopf: „Haben Sie nicht eben dieſe goldene Jugend Ihre alleigenſten Wege geführt?"

Sie lächelte ihn ein wenig ſchalkhaft, aber tiefbeglückt an und fragte ihn dann: „Werden Sie noch länger in Ihrer Garteneinſiedelei verbleiben? Es muß himmliſch ſein, von hier aus ſein Herz in die Welt fliegen zu laſſen. Das war ein wundervoller Gedanke, der es namentlich auch den Studenten da oben angetan hat; ſind doch ſeit Ihrem Hierſein alle die Verbindungshäuſer ringsum gleichſam lauter Galerien voll lauſchender Zuhörer." Sie ſagte das ganz im Ernſt, behielt aber gleichwohl ein gewiſſes Lächeln bei, ſo, als erzählte ſie ein Märchen.

Wildt hing geſpannt an ihren Lippen. Er war im Begriffe zu ſagen: Du, du mit deinem Lächeln, was haſt du vor? Du, du mit deinen verführeriſchen Schimmerzähnen!

Martha Rümelin hielt inne, und da er immer

noch ſchwieg und ſie entrückt anſtarrte und vergeſſen ihre Hände drückte, fragte ſie wiederholt: „Sie bleiben wohl den ganzen Sommer über in dieſem Gartenhaus?“

Er ließ ihre Hände los: „Nein, heute nacht werde ich zum letztenmal dort ſein“, erklärte er ſchroff. Und plötzlich ſah er nun den Fluß im Mondlicht und einen im Waſſer verſchwindenden unſeligen Körper.

Martha Rümelin ſpähte ihm forſchend ins Geſicht, und ein unerklärliches Entſetzen erfaßte ſie.

„Sie ſind ein Undankbarer, Wildt“, ſagte ſie.

„Gegen wen?“ fragte er dumpf.

„Gegen ſich ſelber, gegen die Welt, gegen die Studenten, gegen Gott und Ihr Schickſal.“

Er legte einen Arm um ihre Schulter. „Wollen Sie eine lange Geſchichte anhören?“

„Ihre eigene?“ lächelte ſie.

Er nickte entſchloſſen. „Aber werden Sie mich nicht verlachen?“

„Keinesfalls“, ſagte ſie von ganzem Herzen.

Da erzählte er ihr alles.

*

„Und nun?“ fragte er, als er zu Ende war.

„Wollen Sie ebenfalls eine lange Geſchichte anhören?“ entgegnete Martha Rümelin.

„Ja“, antwortete er aufglühend.

„Werden Sie mich ebenfalls nicht verlachen?“

„Bei Gott nicht", ſchwur er.

„Fanden Sie jene Melanie bei Ihrer Wiederkunft wirklich dermaßen verändert?" fragte ſie.

„Jawohl", lachte er verliebt.

„Vielleicht haben Sie ſich auch getäuſcht", ſagte ſie hohl.

„Sage du zu mir, ſage du", bat er glühend.

„Vielleicht haſt ... du dich auch getäuſcht", wiederholte ſie.

„Iſt möglich, iſt möglich", gab er berauſcht zu. Er umſchloß ſie aufs neue. „Erzähle, erzähle!"

„Ich habe dir ſchon geſagt, daß meine Zukunft rettungslos vernichtet war."

Er preßte ſie, als wollte er ſie beſchützen, gegen ſich her.

Sie erzählte lachend: „Ja, ich konnte vor lauter Kunſteifer damals nicht ſchnell genug vors Haus kommen. Ich fiel tatſächlich einmal die Treppe hinab."

„Oh, oh!" rief Wildt angſtvoll aus.

„Und dann?" Sie ſetzte ab.

„Und dann?" Er wartete geſpannt.

„Nun, und dann waren, wie geſagt, eben alle meine Hoffnungen dahin. Es war in der Tat ein Fall aus allen Himmeln."

Sie rückte leiſe von ihm ab. Aber er behielt ihre ſchönen, runden, ſanften, kühlen Finger in den Händen. Sie atmete ſchwer.

„Es war mir, als würde mir der letzte Strahl aus den Augen gestochen, als wäre es mir rein unmöglich, ein Leben weiterzuschleppen, aus dem Gott und jede Hoffnung geflohen waren. Es wäre mir damals im Ernst lieber gewesen, ich wäre zu Tode gestürzt, gleich aus dieser Welt hinausgefallen, die mir ja doch nichts mehr geben konnte."

Eberhard Wildt wehrte ihr, fortzufahren, indem er heftig den Kopf schüttelte. „Das ist barer Unsinn," versetzte er, „wie kann ein Wesen wie du so reden?"

„Er war kein gewöhnlicher Mann, der Doktor Josenhans", fuhr sie erschöpft und mehr für sich selber fort. „Er verstand eine Kunst, die der meinigen nichts nachgab. Es ist tatsächlich so gekommen, wie er mir geschworen hatte. Ich habe noch einmal eine Zeitlang von neuem studieren müssen; aber wir haben, dieser Doktor Josenhans und ich, seitdem die halbe Welt betrogen, mit lauter Glück betrogen."

Er hörte ihr fiebernd zu.

„Ich habe mein Gift weggeworfen und alle meine Kraft der Welt gegeben, die ein Recht auf sie hatte."

„Du Herrliche!" rief er aus.

Sie drängte ihn schmerzlich ab. „Laß mich", sagte sie. „Wir gehören nicht uns selber. Wir gehören ausschließlich den andern. Wir dürfen nicht

lieben, wir dürfen nur die andern beglücken, immer nur die andern."

„Nein, wir dürfen uns nun erſt recht lieben, und küſſen dürfen wir, küſſen wie die alten Götter", flammte er auf.

Sie entwand ſich ihm erſchüttert, und in ihren Augen glitzerte es feucht: „Begreifſt du denn immer noch nicht? Jener Doktor Joſenhans war nämlich ein Zahnarzt."

„Ich begreife alles; eben deshalb werde ich nicht aufhören, gerade dich und nur dich als mein eigenſtes Schickſal zu lieben und zu lieben, und die Götter um Lieder zu bitten, damit die Welt ſamt mir an dir geſunde!" ſchwur er.

Die Liebesinsel

Wir wanderten am frühmilden Talrande dahin. Der Leib eines langhingestreckten Weinhügels ruhte atmend in der jungen Sonne. Am Ende der braunglänzenden Höhe erschimmerte eine kleine Kapelle. Wolligsilberne Wolken strichen darüber. Über märzfeuchte, ergrünende Saatäcker flog ein wanderfroher, kecker Wind. Dürres Baumlaub stob aus dem Straßengraben und wirbelte feldein.

Das Brautpaar schritt voraus, von Sonne und Laufschatten im Wechsel umflossen. Im breiten Talgrund jagten Schatten und goldene Lichtflächen dahin, bildeten für Augenblicke Sonnenweiher von hellstem Gold und dunkelnde, tiefe Seen, die verschwanden und wiederkehrten und fortwandernd die Seele mitführten.

Ohne irgendwelchen besonderen Anlaß dachte ich plötzlich einigemal an den Schwaigfurtsee im Lande meiner Jugend.

Von der Spitze der Gesellschaft lösten sich helle Schreie. Des Windes Übermut hatte dem Bräutigam den Hut vom Kopf gerissen und trug ihn nun talein, den dahinwehenden Goldweihern, den versinkenden Schattenseen nach.

Eine lärmvolle Jagd setzte ein. Die Alten blieben

lachend ſtehen, ſtemmten die Hände in die Seiten und weideten ſich an dem luſtigen Zwiſchenfall. Der Bräutigam ſtürmte über einen Waſſergraben und noch einen, ein Goldſturzbach ergoß ſich über ihn; ſchon ſtreckte er die Hand nach dem Hute aus. Ein Schatten flog verwirrend über das Wild hin. Der Weidmann griff zu kurz. Der Hut flog weiter. Die Braut ſuchte den Flüchtling in einem Bogen zu überliſten. Endlich ward der Ausreißer eingeholt und unter Scherz und Gelächter ſeiner Beſtimmung zurückgegeben. Der Bräutigam zog den Überrock aus, um ſich abzukühlen; alsdann reichte er der Geliebten, deren Locken nun in holder Wirrnis um die Schläfen wehten, den Arm, und lachend, plaudernd, im holden Banne dieſer fröhlichen Jagd ſchritt das Paar dahin.

Ich aber kam nun plötzlich mit einem Wort auf den Schwaigfurtſee zu reden.

„Der Schwaigfurtſee!“ rief die verheiratete älteſte Schweſter der Braut begeiſtert aus. „Ich bin in meinen Mädchenjahren einmal dort Kahn gefahren.“

„Aber die ſchöne Verene haben ſie nimmer gekannt?“ fragte ich zerſtreut.

„Nein“, antwortete die Schweſter.

„Sie iſt auf eine merkwürdige Weiſe aus dem Leben geſchieden“, erzählte ich noch. Aber da fiel es mir heiß ein, daß ich gerade dieſe Sache gerade heute um keinen Preis erzählen durfte.

„Bitte, erzählen Sie!“

„Ein andermal,“ erklärte ich verlegen; „übrigens

iſt das Ereignis durchaus nicht ſo intereſſant, ich weiß ſelber nicht, wie ich auf dieſen See gekommen bin.“ Doch die Schweſter der Braut und ihre Umgebung ließ nun erſt recht nicht mehr locker. Zum Glück kam mir nun der Märzwind zu Hilfe, indem er wieder einem der Herren den Hut entführte und eine abermalige Jagd verurſachte. Darüber ward die ſchöne Verene zunächſt vergeſſen.

Aber an unſerm Ziele ſang die Schweſter der Braut nach Mahl und Reden ein Lied am Klavier. Es war ein Liebeslied. Und ſchon wieder beſchäftigten mich die Geſchehniſſe im Schwaigfurtſee. Und richtig, als der Geſang zu Ende war und die Sängerin ſich erhob, ſagte ſie bittend und gleichſam im Namen der ganzen Tafelrunde, alſo ſämtlicher Ehepaare, der alten und der jüngeren, ſowie im Namen der Brautleute: „Nun kommt aber unbedingt die Geſchichte vom Schwaigfurtſee und wenn ſie noch ſo ſchaurig wäre.“

Ich ſträubte mich vergebens; ich ſchützte Kopfweh vor und Müdigkeit; ich behauptete aufrichtig, die Erzählung paſſe nicht ſo ſehr für den heutigen Abend, ferner, ich leide an jähnervöſer Heiſerkeit. Es war alles umſonſt. Man gab keine Ruhe, und ich mußte alſo eben auf Rechnung und Gefahr der Stunde, ſo gut es unter ſolchen Umſtänden gelang, gedrängt und gedämpft die Liebesgeſchichte der ſchönen Verene zum beſten geben.

Der Vorfall ſpielte noch in jener verklungenen

Zeit, da man es ohne weiteres als etwas Gegebenes betrachtete, daß in einem Marktflecken inmitten soundso vieler schlichten Häuser ein weißes stolzes, von dunkeln, immergrünen, hohen Thujen umrauschtes Barockhaus prunkte. Der Erbauer des Hauses, Karl Ilzhöfer, hatte einst irgendwo draußen in der Welt schweres Geld erworben. Sein Sohn Theodor, dessen Nachkomme abermals Theodor hieß, brachte dann mit Hilfe dieses Geldes die hauptsächlichsten Wertdinge der näheren Umgebung, unter anderm auch das Wirtshaus am Schwaigfurtsee, in seinen Besitz. In diesem Wirtshaus diente zur Zeit, da unsere Erzählung anhebt, die erwähnte Verene als Magd. Verene war ein frohes, kluges, bildhübsches Mädchen, zum Anbeißen frisch, wie man in der Gegend sagt. Nicht umsonst nannte man sie bald allgemein die schöne Verene. Sie trug, entgegen dem Brauch der Mägde, ein niederhängendes, prachtvolles Zopfpaar. Wenn sie lachte, ersprühte der Schwaigfurtsee in blauem Silber, und die Möwen wirbelten wie blühende Gedanken in eine strahlende Unendlichkeit hinaus. Wenn sie aber vollends mit ihren träumerisch schalkfrohen Augen etwa dem Theodor Ilzhöfer ins Gesicht blickte, so war es diesem jungen Manne, als werde er nun samt seinem weißen Haus hinter den dunkeln Thujen angesaugt, eingesogen, weggehoben, entführt in einen ummauerten Glückshimmel, darin nichts mehr als die Liebe Geltung hatte. Aber mit denselben träumerisch schalkfrohen Augen widerstand

dieſe ausbündige Verene ſofort wieder allen entſcheidenden Annäherungsverſuchen und Lockungen des verliebten Herrenſohnes, und zuletzt mußte der aufrechte junge Theodor zu Dingen ſeine Zuflucht nehmen, an die er ſelber nicht mehr ſo recht glaubte, über die der See und die Wildenten und die Rohrdommeln im Waſſer und die rauſchenden Thujen des weißen Hauſes im geheimen ſpotteten. Aber er war nun einmal verliebt. Und er hatte nun einmal den ſüßen Willen, den zu zügeln keine Vernunft mehr imſtande war, dieſes unvergleichlich friſche, herbe und doch kecke Ding zu ſeinem Schatz zu machen.

Im Schwaigfurtſee ſchwimmt eine kleine Inſel. Auf dieſer Inſel ſteht eine Hütte aus Schilfrohr, worin über den Winter die Fiſchergeräte uſw. aufbewahrt werden und worin während des Sommers die (übrigens ſeltenen) Ausflügler, die den Nachen des Seewirtshauſes mieten, ein Weilchen träumen, dem Ziſchen des Röhrichts, dem Rauſchen des Uferwaldes, den Stimmen der Waſſervögel, der wunderlichen Muſik der Kiebitze und Himmelsziegen zuhören. In dieſer Hütte ſchwur der junge, ſtolze Theodor Ilzhöfer aus Not der ſchönſten armen Maid ſchließlich einen Schwur, den er niemals halten konnte und der dennoch nötig war, um den erſehnten Himmel zu betreten. — Mitten im kalten Januar gebar die ſchöne Verene dann ein Kindlein, das ſie Eleonore nannte. Der junge Ilzhöfer hatte ihr alles verſprochen,

was er nur zu geben imſtande war, ſolange ſein Vater noch lebte; er hatte ſie beſtürmt, zu verreiſen und ihr Muttereignis in der Schweiz abzuwarten. Doch die ſchöne Verene hatte, nachdem ſie in letzter Bitternis erfahren, was die Schwüre eines reichen jungen Mannes bedeuten, ſich geweigert, dieſen Zumutungen Folge zu leiſten. Sie war im Gegenteil daheimgeblieben und hatte das furchtbare Glück ganz aufs eigene Gewiſſen genommen. Sie gab als Vater des Kindes einen armen Knecht an, der ihr zuliebe jede Schande und jegliche Laſt mit Wonne getragen hätte und den ſie doch ebenſowenig freien konnte, wie der Sohn des weißen Hauſes ſie ſelber.

Dann begann ſie als Wäſcherin ihr Auskommen zu ſuchen. Sie wuſch ſpäterhin auch im weißen Hauſe, wo ſeit dem frühen Hingang des Beſitzers eine blaſſe junge Witwe ſchaltete. Ihr Töchterlein Eleonore aber ſpielte nun mit den Kindern der Witwe.

Jahre vergingen. Eleonore wuchs herauf; ſie hatte bereits eine Haushaltungsſchule ſowie ihre Lehrzeit als Nähterin hinter ſich.

An einem blauen Frühſommertag tagwerkte die ſchöne Verene im Pfarrhof eines nahen, an der Talhalde gelegenen Dorfes. Sie hatte im Laufe der Jahre ſichtlich gealtert; ſie war mager geworden; ihre feinen Wangen waren flach, ihre Arme knochig, ihre Hände rot.

Vom Fenſter der Waſchküche überſah ſie den Silberſpiegel des Schwaigfurtſees, die Kronen der

alten Uferbäume vor dem Wirtshaus, die weißen Möwenwirbel. Verene wusch und wusch.

Plötzlich wehte ein Schatten über das Land.

Unwillkürlich blickte Verene hinaus. Über den Feldweg zum See schritt ein junges Menschenpaar.

Verene beugte sich vor. Ihr Gesicht ward blaß. Ihre Ohrmuscheln glühten vor Blässe. Die Wäsche in ihren Händen tropfte auf die nassen roten Fliesen. Eleonore war zu Hause. Das war sicher. Man konnte die Hand dafür ins Feuer legen. Trotzdem dachte Verene nun sofort an den erstgeborenen Sohn im weißen Hause. Der junge Mann studierte zur Zeit auf der Universität. Hatte er wohl Ferien? Richtig, sie hatte ihn vor Tagen selber im Vorbeigehen gesehen. Er war gleich aufrecht wie einst sein Vater auf den hellen Kieswegen hinter den dunkeln Thujen ums weiße Haus spaziert und hatte ebenfalls ein bartloses, glattes Gesicht und zurückgestrichenes, dickes Haar ohne Scheitellinie.

Ein heißer Blutschwall fuhr ihr ins Herz. Das Paar strebte Arm in Arm dem hintern Teil des Weihers zu. Dort war eine Bootsstelle. Die Herrin des weißen Hauses bestieg an dieser Stelle manchmal den Kahn, um ungesehen und ungestört zur Einsamkeit der Insel zu fahren. Das alles kam Verenen sofort zum Bewußtsein. Und eine ungeheuerliche Gewißheit überfiel sie. Aus einer grausamen Ahnung heraus rief es in ihr in einem fort: Das sind sie! Das sind sie!

Dieſer im Sommerwind zitternde helle Fleck neben der aufrechten dunkeln Mannesgeſtalt iſt Eleonore, Eleonore und keine andere! Es war ihr, als hätte ſie nun beide Hände nacheinander im Feuer einer Hölle verbrannt. Sie hätte niemals im weißen Hauſe waſchen dürfen, auch dann nicht, als der Beſitzer längſt tot und alles längſt vergeben war. Sie hätte ihrem Kinde vielmehr in früheſter Jugend die ganze ſchauerliche Wirklichkeit offenbaren und ihr den wahren Vater beim wahren Namen nennen müſſen.

Verene warf die Schürze weg und kleidete ſich um. Sie ſagte der alten Pfarrhaushälterin, daß ſie plötzlich auf eine Weile die Arbeit verlaſſen müſſe und daß ſie im Notfalle über Nacht das Verſäumte nachholen werde.

Sie lief auf einem Feldweg zwiſchen hohem Korn in der Richtung des Seewaldes. Das Paar war von hier aus nicht mehr zu ſehen. Sie brauchte es auch nicht zu ſehen. Sie wußte übergenug. Auch, daß die beiden zur Inſel fuhren, erſchien ihr nun todſicher. Sie ſelber würde von der Uferwaldſeite her ins Waſſer ſpringen. Sie hatte ſich ſeit ihrer Jugend nie mehr im Schwimmen geübt; aber heute würde ſie die Inſel dreimal umſchwimmen; das fühlte ſie durch all ihr Blut. Im übrigen war am Waldufer eine ſeichte Stelle, von welcher aus man eine ganze Strecke aufrecht durch das Schilf nach der Inſel waten konnte.

Als Verene an den Weiherſaum kam, hörte ſie ſchon das Klatſchen der Ruder jenſeits des kleinen

Baum- und Rohreilandes. Aufgeſcheuchte Wildenten ſtiegen in die Luft und fielen im entgegengeſetzten Teile des Sees, wo ein ſchmaler Abfluß über ein kleines umbuſchtes Wehr rauſchte, ein.

Eine Sekunde lang überlegte Verene, ob ſie nicht durchs Röhricht waten ſolle; ſie verwarf dieſen Gedanken indeſſen ſofort und entſchloß ſich, weiter oben nach der Inſel zu ſchwimmen. Sie zog ihre Schuhe und Oberkleider zwiſchen Büſchen am Ufer aus und ſtürzte ſich dann lautlos in den kühlen, tiefen, blaudunkeln, aufſchauernden See. Tauchhühner und Duckenten flohen vor ihr her. Sie ſchwamm ſcharf und zielſicher geradeaus ... Das endloſe Waſſer war von einer wunderſam ſtählenden Kühle. Aus dieſer kühlen, blaudunkeln Unergründlichkeit heraus hatte nun alles plötzlich ein ganz anderes Geſicht. Eine nie erlebte Schickſalsweite erfüllte Verenens Herz. Leben und irdiſche Liebe erſchienen wie unweſentliche Zwiſchenereigniſſe auf dem Wege nach einer nie geahnten Weite, und der Tod war wie ein Raſttag auf der großen Reiſe zu Gottes Unendlichkeit. Es überkam ſie beinahe die Luſt, nun ihre Zöpfe zu löſen und ihr Haar mit hier ringsum blühenden Waſſerroſen zu ſchmücken.

In dieſem Augenblicke bog ein kleiner, goldbrauner Nachen um den Saum des Eilandes.

Verene tauchte lautlos unter und ſchwamm gegen das Inſelufer, auf einen Anger von Binſen und Waſſerroſen zu.

Eleonore saß am Bootsende und hing mit lächelnden Augen am Antlitz des jungen Ilzhöfer, der hemdärmelig und in seltsam aufrechter Haltung ruderte. Der junge Mann trug ein farbiges Hemd; sein dichtes, ungescheiteltes Haar verlief in kunstvollem Schnitt zum braunen, festen, bloßen Nacken. Reiner, trunkener, andächtiger als Eleonore diesen jungen Menschen konnte auch kein Engel des Himmels sein Glück bestaunen. Verene mußte auf eine Sekunde beinahe lächeln, und ohne zu wissen, was sie tat, brach sie nun wirklich eine der vielen sprühweißen Wasserrosen ab und steckte sie sich ins Haar.

Eleonore hielt die Rechte ins Wasser, ließ das blaue Naß durch die Finger rinnen und spritzte scherzend und mit einer Unschuld, die selbst einer Mutter neu war, dem Geliebten glitzernde Tropfen ins Gesicht.

Der Nachen kam näher, und schon verstand Verene die Unterhaltung der beiden Liebesleute. Nun schwamm sie unter Wasser vollends an den Kahn heran. Alsdann hielt sie sich an der niederhängenden kurzen Anlegekette fest und ließ sich dicht hinter Eleonores Rücken im blauen Wasser mit forttragen.

„Kommst du diesmal mit auf die Insel, Schatz?" fragte der junge Mann, indem er die Ruder anhielt; „es ist eine so lauschige Hütte darauf, daß du entzückt sein wirst."

Verene horchte mit ganzer Kraft auf. „Nein, Hans. Wir wollen lieber Kahn fahren. Es gibt

nichts Schöneres, als in dieſer Weiſe durchs Waſſer zu gleiten."

„Du tuſt mir weh, Eleonore. Warum willſt du denn nicht auf die Inſel? Du mißtrauſt mir. Das iſt nicht lieb von dir, gar nicht lieb."

„Ich mißtraue dir nicht, Schatz," widerſprach Eleonore ſanft und zärtlich glühend.

Der junge Ilzhöfer kam zu ihr her. Verene tauchte nieder. Das Boot wackelte, dröhnte unter den Tritten des Mannes; das Waſſer klatſchte.

„Laß dich küſſen!" lechzte Ilzhöfer.

Das Boot drohte zu kentern. Verene hielt es mit aller Kraft im Gleichgewicht.

„Haſt du mich auch wirklich lieb?" fragte Ilzhöfer endlich nach langem Schweigen.

„Spürſt du es denn nicht?" lächelte Eleonore.

„Immer und ewig lieb?" fuhr Ilzhöfer flammend fort.

„Immer und ewig", ſagte Eleonore und fügte hinzu: „Wirſt auch du mich immer und ewig lieben?"

„Immer und ewig!" erklärte der junge Ilzhöfer hochlodernd und hob die Hand zum Schwure auf.

Verene hielt ſich die Fauſt vor den Mund; denn ſie war daran, ſich auszuſchreien: Nicht ſchwören, nicht ſchwören! Beim ewigen Gott, nicht ſchwören! Das bringt Unheil und Grauen!

„Und kommſt du nun mit auf die Inſel?"

Eleonore ſchüttelte das Haupt.

„Aber einen Kuß gibst du mir?" fragte Ilzhöfer heiser.

Eleonore bog sich zu ihm nieder. Sie küßten sich wiederholt und lange.

„Oh!" rief der junge Mann im Schreck aus, als nun plötzlich der Nachen umzukippen drohte, „diesmal wären wir fast ins Wasser gefallen!"

„Kannst du schwimmen, Schatz?" fragte Eleonore.

„Ich habe es, obwohl ich Unterricht darin hatte, nie dazu gebracht, ohne Gürtel auch nur drei Meter weit zu schwimmen; kannst du es, Liebste?"

„Nein," antwortete Eleonore.

„Dann wären wir diesmal also beide tatsächlich ertrunken", sagte Ilzhöfer scherzend und doch mit fröstelnder Stimme.

„Vielleicht wäre ein solches Sterben das Schönste, was uns je gelingen könnte", meinte Eleonore.

„Was sagst du da, Schatz? Puh, mich schüttelt, wenn ich nur daran denke", erklärte aber der junge Mann.

„Manchmal," erzählte Eleonore, „verlangtes mich förmlich, so zu sterben." Verene horchte mit ganzer Seele.

„Wir wären aber diesmal gestorben, ohne auch nur ein einziges Mal auf die Insel gekommen zu sein", erklärte Ilzhöfer.

„Wie meinst du das?" fragte Eleonore.

„Du bist ein Kind und bleibst ein Kind, ein himmlisches Kind", loderte der junge Mann auf. „Komm, küsse mich!"

„Das Boot kippt um!“ warnte nun aber Eleonore.

„Eben darum fahren wir nun zur Inſel!“ verſetzte Ilzhöfer dunkel.

„Ich ſteige dir nicht aus, Schatz“, beharrte Eleonore.

„Warum denn nicht?“

„Ich ſteige eben nicht aus.“

„Du biſt eigenſinnig. So fahre ich eben gegen deinen Willen! Aber ich ſchwöre dir doch, daß nichts geſchieht.“ Er war außer ſich vor Leidenſchaft.

Eleonore beugte ſich beſchwichtigend zu ihm nieder. „Sei lieb, Schatz. Haben wir nicht bereits das Glück im Übermaß? Oh, wenn meine Mutter davon erführe, was ich hier tue! Wir ſollten ſterben, Schatz, gleich jetzt ſterben!“

„Wir fahren zur Inſel!“

„Oh, wenn meine Mutter . . .“

Ilzhöfer richtete ſich jäh auf. Sein junges, überrotes Geſicht war von wilden Trieben durchzuckt; lauter Wille, nur Wille war nun darin, faſt gar kein Herz. „Wir fahren zur Inſel!“ erklärte er bebend, bittend und unerbittlich zugleich.

Aber da überſchlug ſich das Fahrzeug mit ſolcher Gewalt, als würde es von einer raſenden Kraft nun jählings in die letzte aller Tiefen gezogen, die Gott je erfunden hatte.

„Hilfe! Hilfe!“ Der junge Ilzhöfer ſchrie ganz erbärmlich.

„Laß uns ſterben!“ rief Eleonore im Schreck aus und klammerte ſich an ihn. Doch der junge Mann

machte ſich gewaltſam los, rang die Arme und ſchrie immer nur: „Hilfe! Hilfe!“ kläglich und jämmerlich, bis er niederſank.

Eleonore aber ſchien es nun, als trüge ein himmliſches Mutterweſen mit weißen Roſen im Haar ſie hinweg aus der Zeit an ein anderes Ufer.

Dann ward es ſtille im Weiher.

Nur die Wildenten kreiſten ſchreiend über dem Waſſer, und der Hofhund des geſchloſſenen Wirtshauſes bellte ins Tal hinaus.

Noch am gleichen Abend fand man Mutter und Tochter Arm in Arm nahe am Saum des kleinen Eilandes in einem Anger von Binſen und blühenden Waſſerroſen.

Den jungen Ilzhöfer gab der See erſt nach Tagen heraus.

*

„Dieſe Mutter hätte jedenfalls ihre Tochter und ſchließlich auch ſich ſelber retten müſſen“, ſagte nach langer Pauſe die Schweſter der Braut.

„Vielleicht,“ gab ich zu, um den Abend, der als Verlobungsfeier doch der Freude und Hoffnung geweiht war, nicht gefliſſentlich zu belaſten.

Trotzdem war es mir im Innerſten leid, daß die Schweſter der Braut die jungen Liebesleute gerade an dieſen geheimnisvollen, blaudunkeln Schwaigfurtſee geführt hatte.

Von Wilhelm Schuſſen ſind ferner erſchienen:

Vinzenz Faulhaber. Ein Schelmenroman. 7.—9. Auflage. Geheftet M 3,—, gebunden M 4,50.

Ludwig Finckh, Gaienhofen, in den **Propyläen, München:** „... Glücklich ein Herz, das lachen kann, daß man es durch die gedruckten ſchwarzen Buchſtaben hindurch hört. Man ſchlägt das Buch zu und lacht, und dabei gehen einem ein paar Gedanken im Kopf herum, daß es im Grunde ein verdammt ernſthaftes Buch iſt, friſch und kräftig, beinahe ſpröd, ein unverſchämt gutes Buch. Der Mann hat das Volkstümliche in ſich und trifft den rechten Ton, und ob er nun Schuſſen heißt oder nicht, er gehört dem Volk, und man darf ſeinen Namen nennen. Es tut uns ſo not, einmal wieder einen rechten Humoriſten zu haben, von der kantigen Art Friedrich Theodor Viſchers, der kein Blatt vor den Mund nimmt, ungeziert und ungekünſtelt redet und doch ein Kunſtwerk ſchafft ..."

Meine Steinauer. Heimatgeſchichte. 2. Auflage. Geheftet M 3,—, gebunden M 4,50.

Berliner Tageblatt: „... Ein Erzeugnis echt ſchwäbiſcher Bodenſtändigkeit, und der Verfaſſer ſchwelgt in volkstümlichen Kraftausdrücken und Koſeworten. Aber unter der derben Hülle, unter dem Schalksnarrengewand ſchlägt ihm ein von jener Menſchenliebe glühendes Herz, die zwiſchen äußerem Flitter und echten Lebensgütern reinlich zu ſcheiden weiß."

Johann Jakob Schäufeles philoſophiſche Kuckuckseier. 4. und 5. Auflage. Geheftet M 3,—, gebunden M 4,50.

Iſerlohner Kreisanzeiger und Zeitung: „Wo ich das köſtliche Büchlein auch aufſchlagen mag, überall ſchaut mich das liebe Geſicht eines jener ſeltenen Menſchen an, deren Blick ſegnet."

Medard Rombold. Roman. 2. Auflage. Geheftet M 3,—, gebunden M 4,50.

Die Propyläen, München: „Das Buch iſt ſchön, weil man überall die Dichterhand durchſpürt. Die klare, gehaltvolle Sprache, die feine Durchbildung der Charaktere iſt ſchon eine Freude, und der erſte Teil, worin der junge Medard von dem liebevoll-herben Stiefvater aus der Kloſterſchule genommen wird, iſt ein Meiſterſtück der Erzählungskunſt."

Der verliebte Emerit. Roman. 3. Auflage. Geheftet M 3,—, gebunden M 4,50.

Tägliche Rundſchau: „... Schuſſen hat den Nachdruck auf das leiſe Lachen gelegt, das mit dem Wehgefühl zugleich aus ſolcher Altersklugt aufſteigt, und hat ſo eine köſtliche Erzählung gegeben, die in ihrer ungeſuchten Handlung und dem ſchlicht epiſchen Vortragston beſtes Schriftgut iſt. Alle ſeelischen Mißklänge löſen ſich befreiend auf."

Verlag von Strecker und Schröder in Stuttgart

Haus Mollenkopf. Erzählung. Geheftet M 3,—, gebunden M 4,50.

Frankfurter Zeitung, Frankfurt: „... Die Episode dieses Buches ist mit farbig gezeichneten Anekdoten durchsetzt, die herb und humorig sind, wie es die Art dieses trefflichen Erzählers — aber stärker als diese Zwischenspiele, die den Weg der Fabel anrainen, stärker als die Erfindung selber, ist die Gestalt des Vaters Mollenkopf. Ein Heldentum des Verzichts und der ungebrochenen Vaterliebe, die Weichheit einer Seele, die in grober Tagesarbeit den Ausblick auf das Irgendwo der Weite sich nicht zubaut, das ist in diesem Buch völlig schlicht, ohne Sentimentalität und Verzierung, mit prachtvoller Eindringlichkeit gezeichnet."

Höschele der Finkler und andere heitere Erzählungen. 4. bis 7. Tausend. Geheftet M 3,50, gebunden M 5,—.

Vossische Zeitung, Berlin: „Wilhelm Schussen, der erzählungsfrohe Schwabe, wirkt durch den überlegenen, immer gutmütigen Humor des Beobachters halbbäuerlichem Kleinstadtwinkel. ‚Höschele der Finkler' ist ein reiches Kabinett kleiner, herzlich-sinnig gemalter Schicksale."

Der Rote Berg. Roman. 1. bis 5. Tausend. Geheftet M 3,50, gebunden M 5,—.

Württemberger Zeitung, Stuttgart: „Der Roman ist ein jubelnder Hymnus voll geheimnisvoller Naturmystik und romantischer Sagen- und Traumstimmung, ist ein Schwelgen in ahnungsreich rotglühenden Beleuchtungswirkungen, in wild aufzüngelnden Feuersbrünsten des Gefühls."

Heimwärts. Gedichte. Gebunden M 3,—.

Die Post, Berlin: „Ansprechende, warme Töne schlägt Schussen in diesen einfachen, aber gerade deshalb höchst wirkungsvollen Gedichten an. Es liegt über allen Versen ein Heimkehren in das ruhende Innere einer abgeklärten tieferen Persönlichkeit, der die Welt kein unverstandenes, noch zu überwindendes Wirrsaal ist, sondern die aufging in einen versöhnenden, frohen und gütigen Gleichklang mit den vielen Schönheiten des Daseins."

Bei **Eugen Salzer in Heilbronn:**

Gildegarn. Roman. Geheftet M 3,—, gebunden M 4,—.

Bei **Renß und Itta in Konstanz a. B.:**

Im großen Jahr. Erzählungen. 3. Auflage. Gebunden M —,70.

Der geadelte Steinschleifer. Erzählungen. 4.—6. Auflage. Gebunden M —,70.

Bei **F. A. Perthes A.-G. in Gotha:**

Leutnant Vollmar erzählt. Eine Geschichte für die Jugend. Gebunden M 2,60.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen

Dreizehn aus Schwaben / Fröhliche Geſchichten ſchwäbiſcher Erzähler. Herausgegeben von Hermann Miſſenharter. 7. und 8. Tauſend. Geheftet M 3,50, gebunden M 5,—.

Ludwig Aurbacher / Die Abenteuer der ſieben Schwaben. Mit Schattenriſſen von Dora Brandenburg-Polſter. Eingeleitet und herausgegeben von Auguſt Lämmle. Gebunden M 3,—.

Walther Burk / Der Vogt von Hornberg. Eine Schwarzwaldgeſchichte aus dem 16. Jahrhundert. Geheftet M 3,—, gebunden M 5,—.

Ludwig Diehl / Wilphilde. Eine Erzählung aus Oberſchwabens Vergangenheit. Geheftet M 5,—, gebunden M 6,50.

Walther Eggert Windegg / Einſt, vor vielen hundert Jahren. Deutſches Legendenbüchlein. Gebunden M 1,80.

Hans Heinrich Ehrler / Briefe vom Land. 3.—5. Tauſend. Geheftet M 3,—, gebunden M 5,—.

Hans Heinrich Ehrler / Die Reiſe ins Pfarrhaus. Roman. 4. und 5. Tauſend. Geheftet M 6,50, gebunden M 8,50.

Hans Heinrich Ehrler / Der Hof des Patrizierhauſes und andere Erzählungen. 4.—6. Tauſend. Geh. M 3,—, geb. M 5,50.

Hans Heinrich Ehrler / Frühlingslieder. Geheftet M 2,—, gebunden M 3,50.

Hans Heinrich Ehrler / Lieder an ein Mädchen. Geheftet M 2,—, gebunden M 3,50.

Hans Heierich Ehrler / Wenn alle Brünnlein fließen ... Deutſche Liebeslieder. Ausgewählt aus den deutſchen Volksliedern. Gebunden M 2,80.

Hans Heinrich Ehrler / Die Liebe leidet keinen Tod ... Gedichte. Gebunden M 2,50.

Paul Enderling / Abenteuer. Geſchichten. Geheftet M 2,60, gebunden M 4,—.

Ludwig Finckh / Inſelfrühling. Erzählungen. 14.—16. Tauſend. Gebunden M 2,80.

Albrecht Keller / Schwaben und Schwabenſtreiche. Mit einem Geleitwort von Ludwig Finckh. Gebunden M 3,50.

Gottfried Keller und die Schwaben. Von Dr. Theodor Klaiber. Kartoniert M 2,80.

Matthias Koch / Albleut'. Geſchichten vom Heuberg. 2. und 3. Auflage. Gebunden M 2,40.

Matthias Koch / In den Bubenhoſen. Heitere Geſchichten. Gebunden M 3,—.

Thereſe Köſtlin / Abglanz. Gedichte. Gebunden M 2,40.

Thereſe Köſtlin / Das ſtille Königreich. Eine Auswahl religiöſer deutſcher Lieder aus alter und neuer Zeit. Gebunden M 1,80.

Hermann Kurz / Liſardo. Roman. Geh. M 3,50, geb. M 5,50.

Auguſt Lämmle / Bunte Geſchichten. Mären und Schwänke. 4. und 5. Tauſend. Geheftet M 2,40, gebunden M 3,50.

Eduard Mörikes Haushaltungsbuch. Herausgegeben von W. Eggert Windegg. 5. und 6. Tauſend. Gebunden M 3,—.

Eduard Mörike / Liebmund Maria Wispel und ſeine Geſellen. Des Dichters Wispeliaden unter Abbildung von Handſchriften und Zeichnungen herausgegeben von Walther Eggert Windegg. Gebunden M 6,—.

Eduard Mörike / Von Walther Eggert Windegg. 2. Auflage. Geheftet M 3,50, gebunden M 5,—.

Dr. Owiglaß / Käuze. Skizzen und Räume. Geheftet M 2.—, gebunden M 3,—.

Auguſt Reiff / Geſund und munter. Schwäbiſche Gedichte. 4. und 5. Tauſend. Gebunden M 2,50.

Auguſt Reiff / Jetz gang i ans Brünnele. Schwäbiſche Gedichte. 7. Auflage. Gebunden M 2,20.

Auguſt Reiff / Roſeſtock, Holderblüet. 5. Auflage. Geb. M 2,80.

Hans Reyhing / Burrenharöter Leut'. Geſchichten von der Rauhen Alb. 9.—11. Tauſend. Geh. M 3,50, geb. M 5,—.

Hans Reyhing / Sommerjohanni. Heitere Albgeſchichten. 4. bis 6. Tauſend. Geheftet M 3,—, gebunden M 4,50.

C. A. Schnerring / Du ſucheſt das Land heim. Geſchichtlicher Dorfroman. Geheftet M 6,—, gebunden M 7,50.

Heinrich Schäff / Südwärts. Aus den Reiſeepiſteln. Geheftet M 2,40, gebunden M 3,60.

Martin Vollmar / Auf einſamen Wegen. Gedichte. Mit Federzeichnungen von Profeſſor Felix Schuſter. Gebunden M 2,20.

Chriſtian Wagner / Eigenbrötler. Kleine Geſchichten aus meiner Jugendzeit. 4. Auflage. Gebunden M 2,20.

Chriſtian Wagner / Geſammelte Dichtungen. Herausgegeben von Otto Güntter. Gebunden M 5,—.

Chriſtian Wagner / Italien in Geſängen. Gebunden M 1,20.

Chriſtian Wagner / Neue Dichtungen. Gebunden M 4,—.

Richard Weltrich / Chriſtian Wagner. Der Bauer und Dichter zu Warmbronn. Eine äſthetiſch-kritiſche und ſozialethiſche Studie. Geheftet M 7,50, gebunden M 9,—.

Ludwig Zoepf / Kieſelſteine. Fünf Märchen. Geheftet M 2,80, gebunden M 4,60.

Princeton University Library
32101 066393669

Digitized by Google